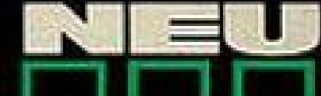
1,70 DM / Band 374
Schweiz Fr 1,80 / Östern. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Inka-Henker

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Inka-Henker

John Sinclair Nr. 374

von Jason Dark

erschienen am 03.09.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Inka-Henker

Die Inkas waren ein hochentwickeltes Volk und berühmt für ihre technischen Meisterleistungen.

Bis die Europäer kamen und das Gold fanden, das den Inkas gehörte. Dieses Metall versetzte die Menschen aus der Alten Welt in einen nie zuvor dagewesenen Blutrausch, und sie vernichteten auf schreckliche Art und Weise das Volk der Inkas.

Aber die Eingeborenen wußten sich zunächst zu wehren. Zu ihnen gehörte der grausame Inka-Henker!

Es war die Stille des Todes, die den großen Talkessel beherrschte.

Hinzu kamen die sengenden Sonnenstrahlen, die erbarmungslos auf die braune Erde brannten und das Blut der toten Inka-Krieger verdampften.

Heere von schwarzen, dicken Fliegen umsummten die Leichen, deren Körper durch die schrecklichen Hiebe spanischer Waffen gezeichnet waren.

Die Inkas hatten zuerst Widerstand geleistet, es dann aber aufgegeben, weil sie einsahen, daß sie gegen die Schwerter, Macheten und Lanzen der plündernden und marodierenden Spanier nicht ankamen, denn diese Menschen kannten keine Gnade. Sie wollten das Gold und die Schätze, deshalb mordeten sie.

So drangen sie ein in das einsam gelegene Hochtal und machten auch die Menschen nieder, die sich ihnen waffenlos in den Weg stellten.

Jetzt lebte niemand mehr.

Nur ein schwerer süßlicher Blutgeruch durchwehte die Talebene, und manchem Konquistador wurde es übel. Die Soldaten steckten in Rüstungen, die panzerartiges Format hatten und die Oberkörper umspannten. Helme schützten die Köpfe der Spanier, Schweiß rann über die verzerrten Gesichter, und die Klingen der Waffen waren blutverklebt.

Anführer dieser plündernden Horde war Juan Lazarro, ein grausamer Statthalter, den der König extra auf die Reise geschickt hatte, um auch das letzte, gut versteckte Inka-Gold zu holen.

Jetzt stand er dicht vor dem Ziel.

Er ließ seine Männer antreten.

Sie kamen nur langsam heran. Gezeichnet von der Anstrengung, dem Grauen und den schlimmen Taten, die hinter ihnen lagen. Die älteren Soldaten kümmerten sich nicht so sehr darum. Für sie war das »Erobern« zu einer schrecklichen Routine geworden, aber es waren auch jüngere darunter, denen das Erlebte noch im Gesicht zu lesen stand.

Verluste hatten die Spanier nicht erlitten. Ein Mann war durch einen Steinwurf im Gesicht getroffen worden. Er wurde getragen und stöhnte unter gräßlichen Schmerzen.

Juan Lazarro warf ihm nur mehr einen gleichgültigen Blick zu. Er nahm auf andere keine Rücksicht, und ebenso reagierte er auch bei seinen eigenen Leuten.

Wenn diese Aufgabe hier erledigt und sie wieder nach Spanien zurückgekehrt waren, sollte er in den Adelsstand erhoben werden, das hatte ihm der König versprochen. Aus diesem Grunde wollte er nicht mit leeren Händen das Heimatland erreichen. Das Schiff sollte bis zur Lastgrenze beladen werden. Gold, Schmuck und andere wertvolle Beutestücke sollten mitgenommen werden. Und sie mußten sich

beeilen, denn vor den ersten Herbststürmen mußte der Atlantik überquert sein.

Die Rede war nur kurz. Jeder Soldat wußte im Prinzip, was er zu tun hatte. Lazarro wollte seine Leute nur noch einmal daran erinnert haben. Er schaute ein letztesmal in die Gesichter, sah sie starr werden und sagte mit lauter Stimme: »Für Spanien und den König.«

»Für Spanien und den König!« lautete die Antwort.

Dann gingen sie und stürmten den Tempel. Sie machten Lärm, sie schrien, denn auch sie standen noch unter dem Eindruck der schrecklichen Morde und mußten sich so Luft verschaffen.

Juan Lazarro ließ sie laufen. Er selbst beteiligte sich nicht an der Plünderung. Seine Zeit würde später kommen, wenn die Schätze geraubt waren. Dann wollte er noch einmal zurückkehren. So hatten seine Männer fast einen Tag Zeit, die Kammern des Tempels zu plündern und die wertvollen Beutestücke auf die Esel zu verladen.

Das alles war Sache der Soldaten.

Lazarro sollte etwas anderes holen. Schon immer war die Rede von einer Statue gewesen. Niemand hatte sie bisher gesehen, aber zurückkehrende Konquistadoren hatten davon berichtet. Eine Legende rankte sich darum. Diese Statue sollte alles bisher Dagewesene in den Schatten gestellt haben. So kostbar, so wertvoll war sie.

Der König wollte die Statue unbedingt haben, und er hatte Lazarro mit dieser Aufgabe betraut.

Woher sie stammte und wen sie darstellen sollte, wußte keiner.

Man sprach auch über magische Kräfte, die angeblich in ihr steckten. Ein Dämon sollte sie nach seinem Ebenbild erschaffen haben.

All das waren Spekulationen. Juan Lazarro würde es bald wissen.

Er hatte auf einem Stein Platz genommen, der im Schatten stand.

Dennoch schwitzte der Mann. Viel schlimmer erging es seinen Männern, die mit Schätzen überladen den stufenförmig und pyramidenartig gebauten Tempel der Inkas verließen.

Er schaute ihnen zu. Hin und wieder nahm er einen Schluck Wasser. Die Flüssigkeit gluckerte in einem Beutel aus Ziegenleder.

Und die Sonne brannte weiterhin erbarmungslos auf die zahlreichen Toten nieder, die niemand gezählt hatte.

Die Fliegen umsummten auch den einsam dasitzenden Konquistador, der aufgehört hatte, nach den Quälgeistern zu schlagen, während er zuschaute, was seine Männer in Tragekörben aus dem Tempel schleppten.

Es waren wahre Schätze. Unter den Strahlen der Sonne funkelte das Gold und schimmerte kostbares Geschmeide. Der Wert dieser Dinge war für Lazarro kaum auszurechnen. Und Juan Lazarro trieb seine Leute mit immer neuen Befehlen an. Er wollte endlich selbst in den Tempel und sich um die Statue kümmern.

Am Nachmittag war es soweit. Ein Melder kam zu ihm. Verdreckt, keuchend und verschwitzt.

»Die Kammern sind leer!«

Lazarro stand auf. »Gut, ich werde mich umsehen und komme anschließend nach. Laßt einen Esel zurück!«

»Bueno, Señor!«

Juan Lazarro ging. Der große Eingang des Tempels schluckte ihn.

Die plötzliche Kühle tat ihm gut. Für einen Moment blieb er stehen, atmete tief durch und war froh, daß er den Blutgeruch der Leichen aus der Nase hatte.

Eine große Vorhalle hatte ihn aufgenommen. Wenn er sie durchquerte, erreichte er die Treppe.

Da wollte er nicht hin. Lazarro hatte schon einige Tempel ausgeraubt. Er wußte, wo sich die Schatzkammern zumeist befanden, immer im unteren Teil und nicht auf dem oft hoch und außen liegenden Opferaltar.

Der Mann hatte eine Fackel mitgenommen, denn das durch den Eingang fallende Licht verlor sich im Tempel.

Jeder Tempel besaß die gleiche Atmosphäre, das hatte Lazarro mittlerweile gespürt, denn es war nicht der erste, den er ausraubte.

Innerhalb der wuchtigen Steinmauern lauerte eine Gefahr, über die er nicht Bescheid wußte. Sie war vorhanden, aber nicht greifbar, nicht zu fühlen, mehr ein Hauch oder ein Erbe.

Selbst der abgebrühte Mörder besaß Gefühle und mußte sie erst überwinden. Das dauerte einige Minuten, danach hatte er seine alte Sicherheit stets zurückgefunden.

Er leuchtete in die Kammern hinein.

In ihnen hatten sich die Schätze befunden. Einige waren völlig leer, bei anderen lagen noch Goldstücke auf dem Boden, die einen feurig, goldenen Glanz bekamen, wenn sie vom Licht der Fackel gestreift wurden.

Nur die Schritte des Mannes waren zu hören. Sie allein unterbrachen die lastende Stille.

Im Schein des flackernden Fackellichts schienen sich gespenstische Wesen aus dem Boden zu erheben und lautlos über den Untergrund zu huschen, um anschließend an den Wänden bizarr und unförmig hochzukriechen.

Der Odem einer fernen Zeit durchwehte die Räume des Tempels, aber der Eindringling hatte das große Heiligtum noch nicht gefunden. Er suchte weiter.

Der Tempel nahm ihn gefangen. Lazarro vergaß die Zeit. Er wußte nicht, daß die Sonne schon längst hinter den hohen Flanken der Berge verschwunden war und es allmählich kühl wurde.

Davon ahnte der Mann nicht einmal etwas. Ein Fieber hatte ihn

gepackt. Er spürte weder Hunger noch Durst, war nur erfüllt von seiner Aufgabe, die wertvolle Statue zu finden, von der man ihm berichtet hatte. An gewissen Tagen sollte sie sogar ins Freie geschafft werden. Lazarro konnte sich vorstellen, daß die Inkas sie nicht allzu tief innerhalb des Tempels versteckt hielten, damit sie sie nicht über zu große Entfernungen zu transportieren brauchten.

Aber er fand sie nicht!

Es gab Tempel, in denen man sich verlaufen konnte. Als Lazarro stehenblieb, hatte er das Gefühl, nicht mehr zu wissen, wo er sich befand. Die Suche nach der Beute hatte ihn unvorsichtig werden lassen, so daß es ihm nicht mehr gelungen war, auf den Weg zu achten.

Er hatte eine der größten Fackeln mitgenommen und mußte gestehen, daß sie nicht mehr lange brennen würde, da das Pech mittlerweile aufgebraucht war.

Es sah nicht gut aus…

Dennoch ging er weiter. Er war einfach besessen von seinem Plan.

Dieses Gefühl zeichnete auch sein Gesicht. Ein menschliches Aussehen besaß es zwar, dennoch war der dämonische Eindruck darin nicht zu verkennen. Die Augen wirkten wie runde Spiegel, in denen das Fieber des Wahnsinns leuchtete, die reine Besessenheit, doch noch an das große Ziel zu gelangen.

»Ich werde es schaffen!« flüsterte er. »Ich werde das große Ziel finden.« Er nickte sich selbst dabei zu und schaute nach, wie zahlreiche Schweißtropfen von seiner Stirn fielen und zu Boden schlugen.

Nach einer Drehung konnte er in einen schmalen Gang leuchten, der nicht breiter war als ein Kamin.

Ging es dort zum Ziel?

Eigentlich hätte Juan Lazarro gewarnt sein und sich an den Rückweg machen müssen, aber seine Besessenheit blockierte den Verstand. Dieser Gang sah ihm so aus, als würde er zu einem Geheimversteck führen. Wer so schmal baute, hatte etwas im Sinn.

Plötzlich lachte er.

Kein normales Lachen drang über seine Lippen. Das waren bereits die schrillen Laute eines Gezeichneten oder eines dem Wahnsinn verfallenen Menschen.

Er schob sich in den Gang. Bereits nach dem ersten Schritt stellte er fest, daß dieser Schlauch zu schmal für seinen Körper war. Mit den vorstehenden Schulterstücken des Rüstungspanzers schabte er über die Wände, so daß er sich gezwungen sah, den Körper zu drehen, damit er schräg in den Gang eintauchen konnte.

Das Licht seiner allmählich herunterbrennenden Fackel wies ihm den Weg.

Schritt für Schritt schob sich Lazarro weiter vor. Die Tiefe des Gangs nahm ihn gefangen. Das Gestein schien zu leben. Es bewegte sich, warf Schatten, sah immer anders aus, und Lazarro kam sich vor, als wäre er von zahlreichen Geistern umgeben.

»Nein!« flüsterte er. »Nein, ich bin allein. Ich war immer allein, ich werde allein bleiben, und ich werde die verdammte Statue finden. Ich, Juan Lazarro…«

Sein Lachen war grausam und hallend. Er ging schneller, stolperte sogar, stützte sich ab, lief weiter durch den engen schachtartigen Gang, hatte die Augen weit aufgerissen, und sein Gesicht wurde zur bleichen Fratze.

Und da sah er ihn!

Lazarro schrie im ersten Augenblick, stoppte sofort und drückte seinen Körper nach hinten, weil er von einem Gefühl der plötzlichen Angst erfaßt wurde.

Ein Geist!

Sein erster Gedanke war dies. Die Fackel hielt er in der linken Hand. Seine rechte fiel auf den Schwertgriff, er wollte die Waffe hervorholen und damit zuschlagen, doch der andere hatte die Bewegung bemerkt, streckte den Arm aus und befahl mit dunkler, dennoch volltönender Stimme: »Laß das Schwert stecken, Verblendeter!«

Juan Lazarro hatte vor keinem Respekt, der nicht König war. In diesem Falle gehorchte er, und seine Rechte Hand bewegte sich nicht. Sie lag still auf dem Griff.

Wer war dieser Mann?

Lazarro schaute nach vorn. Das Fackellicht war nicht besonders hell, deshalb hatte er Mühe, den anderen etwas genauer zu erkennen. Der Spanier zwinkerte einige Male mit den Augen, denn diese Gestalt hatte er nicht innerhalb des Tempels vermutet.

Er war uralt. Nur einen Lendenschurz trug er, der sich aus faserigen Stofflappen zusammensetzte. Die Spitzen seines langen Bartes berührten schon die Brust. Der Schädel war blank. Lange Narben durchzogen ihn, wie die Wadis eine trockene Wüstenlandschaft.

Der Spanier atmete unregelmäßig. Er konnte nicht begreifen, daß es jemand in dem Tempel gab, der ihn aufhalten wollte. Damit hatte er nicht gerechnet, und so dauerte es eine Weile, bis er sich wieder erholt hatte.

»Wer bist du?«

»Der Hüter!«

Lazarro lachte. »Welcher Hüter?«

»Ich bin der Hüter des Henkers, und ich warne jeden Eindringling, ihm zu nahe zu kommen. Hast du verstanden?«

»Ja, das habe ich. Aber ich sehe keinen Henker.«

»Er befindet sich hinter mir!«

»Wirklich, Alter?« Lazarro hatte sich wieder gefangen. Er konnte plötzlich logisch und nüchtern überlegen, und ihm war klargeworden, daß dieser Henker, von dem der Alte gesprochen hatte, mit der Statue, die er suchte, identisch war.

So mußte es einfach sein. Klar, die Inkas hatten genau gewußt, was wertvoll war, und sie hatten deshalb Wachen aufgestellt. Gold bedeutete ihnen nicht viel. Wenigstens nicht das, was es für einen Mann aus der Alten Welt bedeutete.

Doch die Statue mußte etwas Besonderes sein, sonst hätte sich der andere nicht so dafür eingesetzt.

Lazarro wurde plötzlich falschfreundlich. »Darf ich ihn denn wenigstens sehen?« fragte er.

»Nein.«

»Und weshalb nicht?«

»Du bist zwar ein hundertfacher Mörder, hast meine Freunde dahinmetzeln lassen, aber ich möchte nicht gleiches mit gleichem vergelten. Deshalb sollst du weggehen, denn wer die Statue an sich nimmt oder sie nur betrachtet, wird ihren Fluch zu spüren bekommen.«

»Ach, so ist das«, sagte der Spanier. »Und das soll ich dir glauben?«

»Du mußt es.«

»Wenn ich aber nicht will?«

»Wirst du sterben!«

Dieser einfach dahingesprochene Satz hätte den Mann warnen müssen. Der aber dachte nicht daran, ihn zu befolgen. Er besaß die Arroganz der damaligen Europäer, die sich als Herren der Welt fühlten und sich von unterentwickelten Personen nicht aufhalten lassen wollten. Erst recht nicht so dicht vor dem Ziel.

»Geh zur Seite, Alter! Krieche nach hinten. Wenn nicht, schlage ich mir den Weg frei!«

»Nein, das darfst du nicht. Du bist verloren!«

Der Spanier schüttelte den Kopf, während er gleichzeitig sein Schwert zog. »Nicht ich bin verloren, Alter, sondern du! Ich hatte dich gewarnt, du hast nicht gehört, und so dicht vor dem Ziel gibt ein Juan Lazarro nicht auf. Ich komme im Auftrag des spanischen Königs, der auch über dieses Land herrscht, und du wirst dich mir nicht in den Weg stellen. Es wäre so, als wolltest du versuchen, den König aufzuhalten, dessen Stellvertreter ich hier bin.«

»Nein!« Der alte Mann streckte beide Arme vor. Er rang dabei die Hände. Sein Gesicht verzerrte sich, und er schüttelte den Kopf, es war eine nutzlose Geste.

Juan Lazarro war von sich so überzeugt, daß er sich durch nichts aufhalten ließ. Zwei Schritte ging er vor. Auch einen dritten. Dabei jedoch stach er schon zu.

Er konnte mit dem Schwert umgehen, hatte sehr genau gezielt und die Klinge in den Raum zwischen die beiden ausgestreckten Arme des Wächters gedrückt. Er traf.

Der Alte wankte. Blut lief aus seiner tiefen Brustwunde und benetzte die von Lazarro zurückgezogene Klinge. Aus kalten, erbarmungslosen Augen schaute der Spanier auf den allmählich in die Knie sinkenden alten Mann, der den Mund weit aufgerissen hatte und sein letztes Röcheln hören ließ, bevor er zur Seite fiel und starb.

Der Weg war für den Spanier frei.

Er verschwendete keinen Gedanken mehr an den Toten, als er über ihn hinwegstieg und auf das starrte, was vor ihm lag. Der Gang öffnete sich zu einer Kammer, die von keiner verschlossenen Tür versperrt wurde, so daß Lazarro einen freien Durchblick bekam.

Noch konnte er nicht viel erkennen. Er mußte einige Schritte weitergehen und entdeckte erst dann den einzigen, sich in der Kammer befindlichen Gegenstand.

Es war der Henker!

Das Gefühl, das Juan Lazarro in diesem Augenblick durchströmte, konnte er nicht beschreiben. Die hinter ihm liegenden Strapazen waren vergessen, nicht mehr da. Jetzt zählte nur noch die Gegenwart und damit die Statue.

Der Henker…

***

Er hatte nicht über die Worte nachgedacht. Wieso kamen die Inkas überhaupt auf den Begriff Henker? Wahrscheinlich war es ähnlich wie in der Alten Welt, wo ebenfalls Henker beschäftigt waren, die die Urteile der Richter und Großinquisitoren ausführten.

Um die Statue genauer erkennen zu können, mußte er näher an sie heran. Das Licht der Fackeln reichte einfach nicht aus, um den gesamten Raum zu erhellen, das meiste blieb in der Dunkelheit zurück oder verschwamm im Dämmer des Schattenlichts.

Die Unheimlichkeit dieser Szenerie kam Lazarro überhaupt nicht zu Bewußtsein. Er fühlte sich wie berauscht, als hätte er zuviel von einem schweren Wein getrunken.

Mit gleitenden Schritten näherte er sich dem Ziel, und in seinen Augenbegann das Fieber noch stärker zu leuchten. Die Zungenspitze fuhr ausdem Mund und befeuchtete die trockenen, spröden Lippen.

Unbeweglich stand die Statue vor ihm. Wie konnte man von ihr behaupten, daß sie gefährlich war, auch wenn sie die Größe eines Menschen aufwies. Juan Lazarro trat so dicht an sie heran, daß er fast gegen sie streifte, denn er wollte jede Einzelheit an ihr genau erkennen, bevor er sich daran begab und sie wegtrug.

Sie war außergewöhnlich. Im schwachen Licht der Fackel konnte er

die Farbe nicht genau erkennen. Vielleicht war sie braun, gelb oder grau, was machte das schon?

Für ihn war die gesamte Gestalt wichtig. Und deren Aussehen gab ihm Rätsel auf.

Er hatte damit gerechnet, das Abbild eines Inkas zu sehen oder wenigstens die Fratze einer ihrer zahlreichen Götter, genau das Gegenteil wurde ihm hier gezeigt.

Die Statue sah menschlich aus, so völlig normal. Fast wie ein Engel, die von den einheimischen spanischen Künstlern modelliert und in den Kirchen aufgestellt wurden. Ein nahezu edles, fast zu schönes Männergesicht, dessen weiche Züge auch innerhalb des Steins voll zur Geltung kamen und von einem wahren Spitzenkünstler gefertigt sein mußten. Die gerade Nase, die kaum geschwungenen Brauen und die geschlossenen Augen sowie die schmalen Lippen gaben dem Antlitz zusätzlich etwas Feierliches.

Das Haar war gescheitelt, wirkte dabei wie gekämmt und fiel mit seinen leicht nach innen eingerollten Enden bis auf beide Schultern.

Bekleidet war die Statue ebenfalls. Sie trug einen langen Mantel, mehr schon eine Kutte, wie die Mönche sie über den Leib streiften, und in der Mitte wurde die Kutte von einer Kordel oder einem schmalen Gürtel gerafft.

Selbst an die Füße hatte der Künstler gedacht und sie in flache Sandalen gesteckt.

Die Figur selbst stand auf einem ebenfalls steinernen Sockel, der sich in seiner Farbe von der Figur nicht unterschied.

Bewaffnet war sie auch. Dabei hatte sie sich mit einer Waffe nicht zufriedengegeben. Beide Arme waren angewinkelt. Die rechte Faust umschloß den langen Stiel einer Axt, deren Klinge hochkant stand und auf den Betrachter gerichtet war.

Die Finger der anderen Hand umschlossen den Griff eines Schwerts, dessen Schneide hoch über das leicht gewellte Haar der Figurhinwegragte.

Etwas Besonderes fiel dem Spanier an den beiden Waffen auf. Die übrige Figur bestand aus Stein, die Waffen allerdings nicht. Ihre Klingen waren aus Metall.

Trotz seiner Erregung und Freude die Figur endlich gefunden zu haben, beschlich Juan ein unangenehmes Gefühl. Es war wegen der Waffen, die so gar nicht zu der Figur passen wollten. Und er fragte sich, wie so etwas möglich sein konnte.

Schwert und Axt, das hatte er bisher bei den Inkas noch nie zu Gesicht bekommen. Oder sollte die Figur vielleicht keinen Inka darstellen? Das konnte auch sein, aber es war niemand da, der ihm Antwort darauf geben würde. Den Wächter hatte er leider getötet.

Auch stellte sich für ihn ein anderes Problem dar. Er wußte nicht,

wie er die Figur transportieren sollte. Für *einen* Mann war sie zu schwer.

Daß sie Menschengröße besaß, hatte ihm auch niemand gesagt. So sah er allmählich ein, daß er noch nicht der ganz große Gewinner in diesem Spiel war, trotz seines Fundes.

Die Fackel gab nur noch wenig Licht. Die Schatten nahmen zu. Sie tanzten, sie zuckten und schienen immer stärker mit Leben erfüllt zu werden, das um den Spanier und die Figur kreiste.

Obwohl ihm niemand etwas getan hatte, bekam selbst ein Mann wie Juan Lazarro Furcht. Er bereute es schon, durch den Gang geschlichen zu sein und wollte zunächst einmal nur zurückfinden, um spätergemeinsam mit den anderen die Figur zu holen.

Er drehte schon ab, als er das Knacken hörte.

Bisher war es still gewesen, bis auf das leise Fauchen des Feuers oderdas Schmelzen des Pechs. Dieses andere Geräusch ließ den Mann auf der Stelle verharren.

Woher war es gekommen?

Er bewegte das Restlicht der Fackel näher an die Figur heran und glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Die Statue hatte sich bewegt.

Allerdings nur die rechte Hand und damit auch die Axt. Die Klinge zeigte nicht mehr direkt auf ihn, sie wies jetzt zu Boden.

»Alle Himmel!« ächzte der Spanier, »das kannst du doch nicht. Du bist doch tot… nein, du hast nie gelebt, denn du bist aus Stein, du verfluchter Henker …«

Reden konnte die Statue nicht. Dennoch wollte Lazarro eine Antwort haben. Sein Schwert trug er in der rechten Hand, die linke war frei. Die Fackel lag am Boden. Sie streckte er zögernd aus.

Er stand selbst da wie unter Strom. Mit offenem Mund. Unter dem glänzenden Kopfhelm war das Gesicht tropfnaß. Der Schweiß roch salzig und säuerlich. Der Geruch vermischte sich mit den übrigen Körperausdünstungen des Mannes, denn der Spanier hatte sich seit Tagen nicht mehr gewaschen.

Noch einen letzten Blick warf er auf die Fackel, die er einfach hatte fallen lassen. Sie nutzte ihm nicht mehr viel. Er würde bald durch die Dunkelheit zurückmüssen, aber zuvor wollte er feststellen, ob die Figur tatsächlich lebte.

Bisher waren es nur die Ausläufer der über das Gesicht laufenden Schatten, die diesen Eindruck vermittelten.

Seine Fingerspitzen strichen über das Gesicht. Zum erstenmal überhaupt hatte er einen so direkten Kontakt bekommen und war überrascht. Eine ungewöhnliche Wärme und ein Kribbeln durchliefen seine Fingerspitzen. Er hatte das Gefühl, als würde durch die Adern der Figur kochendes Blut laufen, das seine Wärme an den Menschen abgab. Juan Lazarro schüttelte sich. Er blieb in der Haltung und

konnte die Figur einfach nicht loslassen. Dabei fiel der Blick vor seine Füße. Dort zuckten die letzten kleinen Flammen über den Rest des Fackelpechs, Sie kamen ihm vor wie seine Lebensflamme. Auch die erlosch allmählich.

Hätte er die Figur in diesem Augenblick angeschaut, wäre ihm die erneute Bewegung aufgefallen.

So sah er sie erst später. Da hatte die Axt abermals ihre Richtung geändert.

Sie war näher an ihn herangekommen.

Lazarro erschrak. Erst in diesem Moment wurde ihm voll und ganz bewußt, daß die Figur lebte und sie für ihn zu einer lebensgefährlichen Bedrohung werden konnte.

Da erlöschte das Licht!

Zusammen mit diesem Vorgang vernahm Lazarro ein leises Knirschen, hörte ein sausendes Geräusch und spürte den mörderischen Schmerz, der sich von links nach rechts über seine Kehle ausbreitete.

Er wußte, daß es ihn erwischt hatte, wollte schreien, doch es war nur ein dumpfes Gurgeln, das aus seinem Mund drang.

Der nächste Schmerz war noch schlimmer und erwischte den Mörder an der gleichen Stelle.

Mit ihm zusammen kamen auch die Schatten, die noch dunkler waren als die Finsternis in der Höhle.

Sie brachten den Tod.

Schwer fiel der Spanier zu Boden und verblutete…

***

Seine Männer warteten die ganze Nacht. Sie hatten das Gold und die Schätze weggeschafft. Als die Sonne allmählich höher wanderte und Lazarro noch immer nicht zu sehen war, beschlossen sie, sich auf die Suche nach ihrem Anführer zu machen.

Hordenartig und mit Fackeln ausgerüstet, drangen sie in den Tempel ein. Es dauerte lange. Erst nach drei Stunden hatten sie ihren Anführer gefunden, nachdem sie zuvor über den toten Hüter gestolpert waren.

Dann standen sie in der Höhle.

Das Grauen schüttelte sie. Juan Lazarro lag inmitten einer schon eingetrockneten Blutlache und rührte sich nicht mehr. Dicht vor ihm stand die Figur, die er unbedingt hatte haben wollen.

Die abgebrühten Soldaten wurden grau vor Angst. Sie schluckten und atmeten schwer, doch sie wußten auch, was sie ihrem toten Anführer und dem König schuldig waren.

Die Statue nahmen sie ebenso mit wie die Leiche. Der Rückweg ging schneller. Sie wußten jetzt, wo sie herzugehen hatten und luden die Figur auf eine Trage, die von einem Esel geschleppt wurde.

Die Leiche hatten sie in Tücher gewickelt. Es war ihre letzte Tat in

diesem Tal, das sie beinahe fluchtartig verließen.

Sie erreichten ihre Schiffe, gingen an Bord und setzten die Segel.

Vor den ersten Herbststürmen wollten sie die Heimat erreicht haben.

Bei den Azoren gerieten sie jedoch in ein Unwetter. Eines der drei Schiffe sank. Es war nicht das, auf dem sich Lazarro und die Figur befanden. Beide erreichten das Festland, wo eine Abordnung des Königs sie in Empfang nahm und die schon halbverweste Leiche Juan Lazarros ein prunkvolles Begräbnis bekam.

Die Figur erhielt der König. Er schaute sie sich an und spürte, daß von ihr eine gewisse Aura ausging, die ihm zu schaffen machte. Da er sehr auf seine Gefühle achtete und die Statue außerdem nicht kostbar oder wertvoll aussah, gab er den Befehl, sie aus dem Palast zu schaffen und zu vergraben.

Das wurde getan.

Und so geriet die Statue in Vergessenheit. Aber wie das so ist, rankten sich zahlreiche Legenden um sie und den toten Konquistador. Die Soldaten, die dabeigewesen waren, sprachen, wenn sie getrunken hatten nur immer davon, daß allein die Statue als Mörder in Frage kam. Sie redeten von einem Inka-Henker, über dessen Existenz ein grausamer Fluch lag, der sich irgendwann einmal bewahrheiten würde.

Man lachte sie nicht aus, aber jeder, der die Geschichte hörte, betete, daß dieser Fluch nicht sie, sondern anderen Menschen oder nachfolgende Generationen treffen würde.

Beide, Lazarro und der Inka-Henker waren für immer begraben.

Aber waren sie das wirklich?

***

Draußen spielte das Wetter verrückt. In den Bergen war wieder Schnee gefallen, und selbst die südlichen Hänge der Pyrenäen hatten eine weiße Schicht bekommen.

In den Tälern herrschte Frühling. Die Blumen blühten in einer wahren Pracht, aber am Himmel spielten sich gewaltige Szenen ab, als warme und kalte Luft aufeinandertrafen. Es kam zu mächtigen Gewittern. Blitze und krachende Donnerschläge jagten so manchem Menschen eine tiefe Furcht ein, und die fahle Helligkeit der Blitze wirkte wie das geheimnisvolle Totenlicht irgendwelcher Geister.

An Geister und Gespenster glaubte Padre Dorio nicht, und auch sein Besucher hatte daran nicht geglaubt. Jedenfalls nicht bis vor zwei Tagen. Jetzt war er schwankend geworden.

Der Mann hieß Ernesto Lazarro, saß dem Pater in dessen Wohnstube gegenüber und sprach mit ihm über das Erlebte.

»Noch einmal von vorn«, sagte der Pater. »Was ist dir passiert? Bitte, rede deutlich…«

»Ich habe eine Nachricht bekommen.«
»Von wem?«
»Aus dem Geisterreich.«
»Das gibt es nicht.«
Lazarro riß die Augen weit auf. »So etwas sagen Sie mir, Padre. Natürlich gibt es das. Sie wissen doch selbst, daß die Seelen der Verstorbenen eingehen in…«
Der Geistliche hob die Hand. »Moment, Ernesto! Was genau ist geschehen?«
»Ich bekam eine Nachricht!« flüsterte Ernesto und trank einen Schluck Landwein. »Im Traum und auch so, als ich zur Arbeit fuhr. Da war die Stimme und, sie stellte sich sogar vor…«
»Welche Stimme?«
»Die meines toten Vorfahren. Sie sprach in mir, und sie redete davon, daß der Körper im Grab keine Ruhe finden würde. Er ist mit einem Fluch beladen worden und konnte nicht einmal richtig verwesen. Stellen Sie sich das vor, Padre.« Lazarro faßte nach dem Arm des Geistlichen. »Einige hundert Jahre tot und dann noch nicht verwest.«
»Das hat der andere gesagt.«
»Natürlich.«
»Einen Beweis hast du nicht?«
»Weshalb sollte er mich denn anlügen?« fragte der junge Mann.
»Nein, das sehe ich schon richtig.«
»Tote können nicht mehr sprechen. Du hast es dir eingebildet, mein Sohn.«
»Nein, das habe ich nicht. Ich weiß genau, daß es so ist. Ich bin doch nicht verrückt! Es ist mein Ahnherr gewesen, der da zu mir gesprochen hat. Unser Stammbaum läßt sich weit zurück verfolgen. Der Reichtum unserer Familie ist damals gelegt worden. Juan Lazarro ist aus Südamerika zurückgekehrt, und er war reich. Ein großes Vermögen gehörte ihm, das die Nachfolger vermehren konnten. Das Geld hat sich meine Familie nicht erarbeitet. Es klebt Blut daran. Ich wollte nichts davon haben, deshalb brach ich mit den anderen und bin gegangen. Aber jetzt hat sich mein Ahnherr, mit dem alles begann, bei mir gemeldet.«
»Und was sagte er?«
Der junge Mann leerte das Glas. »Daß er kommen wird!«
»Der Tote?«
»Sehr richtig, Padre.«
Der Priester holte tief Luft und lehnte sich zurück. Dabei lächelte er wohlwollend. Er kannte seinen Schützling genau. Ernesto war ein junger hitzköpfiger Bursche, der auch hin und wieder einen kräftigen Schluck trank. Das hatte er wahrscheinlich auch jetzt getan und war deshalb in diese Lage gekommen. Sicherlich hatte er Stimmen gehört,

nur waren das andere gewesen als die, von der er gesprochen hatte.
»Wem hast du alles von der Nachricht erzählt?« wollte der Geistliche wissen.
Lazarro schaute auf. »Keinem außer Ihnen.«
»Nicht mit der Verwandtschaft gesprochen?«
»Nein, die hätten mir bestimmt nicht geglaubt. Die lassen mich doch gar nicht mehr an sich heran.«
»Dein Onkel ist Polizeipräfekt…«
»Und ein bürgerlicher Ignorant. Er hat damals sogar auf der Seite von Franco gestanden, es aber nie offen zugegeben, nur wenn er mußte und unter seinesgleichen war. Mit dem komme ich nicht zurecht.«
»Vielleicht solltest du mal mit ihm reden«, schlug der Pfarrer vor.
Lazarro schüttelte den Kopf. »Ich will nicht, und ich kann nicht. Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Wir haben lange zusammengesessen. Zu Ihnen habe ich Vertrauen. Sie müssen mir einfach glauben, Padre! Es war Juans Stimme, und sie hat von der Rückkehr erzählt.«
Der Pfarrer wiegte den Kopf und zuckte zusammen, als draußen ein weiterer Donnerschlag aufhallte. »Wo liegt er denn begraben?«
»Auf dem Heldenfriedhof hier in der Nähe.«
»Dann müßte er da noch sein…«
Heftig schüttelte der junge Spanier den Kopf. »Nein, dort gehe ich nicht hin. Auf keinen Fall…«
Der Pfarrer winkte ab. »Gut, lassen wir es mal dahingestellt sein. Hat er sonst noch etwas gesagt?«
Zögernd nickte Ernesto. Er wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Erst als der Geistliche ihn aufforderte, drangen stockend einige Sätze über seine Lippen.
»Es ist ja nicht nur er, der zurückkehren will, auch der andere. Er hat ja keine Ruhe in seinem Grab…«
»Wer?« unterbrach der Pfarrer ihn.
»Mein Ahnherr.«
»Weshalb hat er keine Ruhe?«
»Wegen der schweren Schuld, die er auf sich lud. Er und seine Leute haben doch Hunderte von Inkas getötet. Einfach niedergemetzelt. Ohne Pardon, ohne Erbarmen. Sie waren schlimm, sehr schlimm sogar. Das Gewissen muß sie gequält haben, und mein Ahnherr ist auf mysteriöse Art und Weise ums Leben gekommen. Man fand ihn tot neben einer Statue, und sie soll auch kommen.«
Der Pfarrer hatte verstanden. »Die Inka-Figur?«
»Ja. Aber das wissen Sie schon alles. Ich war vor einer Woche bei Ihnen, als mich die Stimme zum erstenmal warnte…«
Der Geistliche nickte. »Sicher, Ernesto, Sicher.«
»Und Sie glauben mir noch immer nicht?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

Ernesto lehnte sich zurück. Er war gerade 22 Jahre alt. Ein schlanker dunkelhaariger Bursche, der das Leben bisher ziemlich leicht genommen hatte und sein Geld durch Gelegenheitsjobs verdiente. Zumeist führte er Touristen an historische Stätten. Von deren Geld schlug er sich mehr schlecht als recht durchs Leben.

Er war nicht unübel und gehörte auch nicht zu denen, die sich für besser hielten, weil sie mehr Geld besaßen und sich das Seelenheil durch manch kirchliche Spende erkaufen wollten, andererseits aber ein wenig christliches Leben führten. Der Pfarrer mochte den jungen Mann, er vertraute ihm und auch seinem Bericht. Natürlich klang es unwahrscheinlich, aber der Padre wußte, daß es manche Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die auch die Bibel nicht erklärte.

Und er hatte bereits die Konsequenzen gezogen. Allerdings im Einverständnis mit einem gewissen Kaime Lazarro, dem Polizeipräfekten einer großen spanischen Küstenstadt.

»Wir müssen etwas tun!« drängte Ernesto.

Padre Dorio lehnte sich zurück. Er strich über die glatte Haut der Wangen und zog die weißen Augenbrauen zusammen. »Und wann soll das geschehen, mein Lieber?«

»Jetzt.«

»Weshalb?«

»Weil er in dieser Nacht noch auferstehen will. Das hat er mir gesagt. Er kehrt aus dem Grab zurück. Er will ihn suchen, denn er hat seinen Ruf vernommen.«

»Den des Henkers also?«

»Genau. Sie verstehen.« Hoffnung glänzte in den Augen des jungen Mannes. »Werden Sie mir helfen, Padre?«

Pater Dorio holte tief Luft. Er drehte sich um und schaute zum Fenster des kleinen Pfarrhauses hin. Draußen war es dunkel geworden, aber kein Blitzstrahl spaltete mehr die gewaltige Wolkenbank des Himmels. Das fahle Grau spannte sich wie ein gewaltiges Tuch am Firmament, und kaum eine Wolke war zu sehen.

»Nein, ich werde dir nicht helfen können«, erklärte der Geistliche, »aber«, fügte er schnell hinzu, als er das enttäuschte Gesicht des anderen sah, »es gibt jemanden, der dir unter Umständen helfen kann, Ernesto.«

»Und wer soll das sein?« Ernestos Stimme klang ein wenig schrill.

Er fühlte sich auf den Arm genommen.

Der Pfarrer drehte sich um und sprach laut zur Tür hin, die auf den Gang führte.

»Kommen Sie herein, Señor Sinclair…«

***

Ich stieß die Tür auf, sah zuerst den Pfarrer und dann das überraschte Gesicht des jungen Ernesto Lazarro. Damit hatte er wohl nicht gerechnet, und ich vor zwei Tagen auch noch nicht.

»Guten Abend«, grüßte ich freundlich, wobei mir die spanische Sprache nur stockend über die Lippen kam.

Ernesto Lazarro schaute von mir zum Pater und wieder zurück.

»Wer ist das denn?« fragte er den Geistlichen.

»John Sinclair.«

»Kenne ich nicht.«

»Das ist mir klar. Mr. Sinclair oder Señor Sinclair ist Engländer und ein Polizeibeamter, der sich um gewisse Dinge kümmert, die eigentlich über unseren Verstand gehen. Man hat ihm den Spitznamen Geisterjäger gegeben, und das wohl nicht ohne Grund.«

Ernesto nickte, ohne jedoch zu verstehen. Seine Mundwinkel zuckten. Er traute sich kaum, die nächste Frage zu stellen. »Und wo sind Sie hergekommen?«

»Aus London.«

Ernesto Lazarro schüttelte den Kopf.

»Wegen mir?« fragte er leise und kaum hörbar.

»Auch.« Er konnte ja nicht wissen, daß sein Onkel mich alarmiert hatte. Der Polizeipräfekt besaß gewisse internationale Verbindungen. Auch nach London zu Scotland Yard. Und dieser Onkel, Jaime Lazarro, hatte ebenfalls Nachricht und Morddrohungen aus dem Jenseits bekommen. Nicht einmal, sondern mehrere Male.

Er nahm sie sehr ernst, und er erinnerte sich gleichzeitig an einen Fall, über den nur wenige hohe Polizeioffiziere Bescheid wußten, und der sich vor einigen Monaten in Spanien zugetragen hatte.

Damals war es um den Sarazenen-Dämon Okastra gegangen, und diesen gewaltigen, die Dimensionen des Normalen sprengenden Falls hatte ein Engländer zusammen mit seinem Freund und Kollegen gelöst. Das waren Suko und ich gewesen. In Spanien wußte man also, daß es jemanden gab, der sich um Dinge kümmerte, die den Bereich des Normalen verließen und sich in Dimensionen abspielten, die eigentlich unerklärbar waren.

Der Polizeioffizier hatte sich mit meinem Chef, Sir James Powell, in Verbindung gesetzt und ihn gewissermaßen um Amtshilfe gebeten.

Frei hatte ich zwar nicht gerade, ein gefährliches Werwolf-Abenteuer und eine Begegnung mit Lupina, der Königin der Wölfe, lag hinter mir, ansonsten aber herrschte in London momentan Ruhe, so daß ich abkömmlich war, wie man so schön sagt.

Aber nur ich. Mein Freund Suko hatte die Stellung halten müssen, was er nicht einmal ungern tat, da seine Partnerin Shao einiges mit ihm unternehmen wollte.

Ich war nach Spanien geflogen, hatte mit Jaime Lazarro gesprochen

und war in groben Zügen in den Fall eingeweiht worden.

Auch dieser Mann hatte eine seltsame Stimme aus dem Jenseits gehört und mir erklärt, wo ich das Grab Juan Lazarros finden konnte.

Nördlich, aber nicht weit von Barcelona entfernt, wo bereits die Ausläufer der Pyrenäen begannen und kleine Orte lagen, die noch nicht von Touristen eingenommen wurden. Ich war in das Dorf mit dem Namen Porros gefahren und hatte mich mit dem Pfarrer in Verbindung gesetzt. Diese Leute waren meist besser informiert als die Friseure. Sie wußten über die Leute und alles, was passierte, genau Bescheid. Padre Dorio enttäuschte mich nicht. Er war bestens über den Fall informiert. Er berichtete mir von einem Ernesto Lazarro, der ebenfalls zur Familie gehörte, sich allerdings von ihr getrennt hatte und sein eigenes Leben führte.

Auf ihn traf ich jetzt.

Der junge Mann schaute mich an wie einen Geist. Ich ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Er nahm sie auch, drückte sie aber nicht, so perplex war er noch immer.

Padre Dorio lachte leise. »Sie sehen, Señor Sinclair, daß ich nicht übertrieben habe.«

»Nein, das haben Sie tatsächlich nicht, wenn alles stimmt, was der junge Mann gesagt hat.«

»Ich bin kein Lügner.«

»Das hat auch niemand von Ihnen behauptet, Ernesto.« Ich nahm Platz und schenkte mir einen Schluck Wein ein. Die rauhe Frühlingsluft hatte meine Kehle trocken werden lassen.

Wir saßen um einen runden Tisch, dessen dunkles Holz samten schimmerte. Es war eine gemütliche Stube, und besonders gefiel mir das große Kreuz an einer Wand, das zwischen zwei mit Regalen vollgestopften Büchern hing. Auch die Lampe gab einen warmen Schein ab, der als Kreis auf die Tischplatte fiel.

Ernesto schlug sich gegen seine Stirn. »Sie… Sie müssen entschuldigen, Señor Sinclair, aber das alles muß ich erst noch verkraften. So einfach ist das nicht, weil ich gedacht hatte, daß Sie mir nicht glauben, Padre. Also ich meine, ich …«

Der Geistliche winkte ab. »Schon gut, mein Lieber. Jetzt ist Señor Sinclair ja hier und kann sich der Sache annehmen.«

»Schafft er das denn?«

Padre Dorio nickte. »Davon gehe ich wohl aus. Sie haben einen guten Mann geschickt. Señor Sinclair hat Erfahrung, was Dinge betrifft, die für uns ein Rätsel sind.«

»Möglich, aber…«

»Lassen Sie mal gut sein«, sagte ich. »Und kommen wir zur Sache. Was genau hatten Sie vor, Ernesto?«

Der junge Mann tippte mit dem rechten Zeigefinger gegen seine

Brust. »Ich hatte nichts vor. Ich wollte nur den Pfarrer warnen, damit er mir helfen kann.«

»Das wird er wohl. Oder vielmehr wir beide. Wissen Sie noch Einzelheiten über Ihren Ahnherrn?«

»Er war ein Verbrecher, ein Mörder, ein… ein …«

Ich winkte ab. »Schon gut, Ernesto. Das ist bekannt. Ich weiß selbst, wie sich die spanischen Konquistadores verhalten haben.«

»Ich kenne sein Grab.«

»Hier in der Nähe also?«

»Ja, und ich habe das Gefühl, daß er zurückkehren wird. Noch in dieser Nacht wird er die kühle Erde verlassen und sich auf den Weg machen.«

»Wohin?«

Padre Dorio meldete sich. »Sollte so etwas tatsächlich eintreffen, wobei ich nach wie vor skeptisch bin, kann ich mir nur vorstellen, daß es mit dieser Figur zusammenhängt.«

Ich nickte. »Wer weiß denn Genaueres darüber?«

»Das sind einige Historiker gewesen. Leider müssen wir uns da auf alte Schriftrollen verlassen, die man irgendwann einmal fand. Diese Figur soll der Inka-Henker gewesen sein. Man hat sich nur über das Aussehen gewundert.« Der Pfarrer lächelte. »Ich weiß auch nicht genau, wie ich das sagen soll. Aber der Henker soll gar nicht wie ein Inka ausgesehen haben, wie man vielleicht annehmen könnte.«

Ich verstand nicht so recht. »Wie meinen Sie das?«

»Erklären kann ich es Ihnen auch nicht, Señor, aber es ist nun mal so. Der sah anders aus.«

»Und wo steht er jetzt?«

Da lachte der Pfarrer. »Sie sind gut, Señor. Nirgendwo. Kein Museum hat die Figur ausstellen können. Sie ist irgendwo begraben, zugeschüttet. Die Jahrhunderte haben Sand über sie geweht.«

»Dann müßten wir sie ausgraben«, vermutete ich.

»Klar, wenn wir den Platz finden.«

Ich winkte ab. »Das klappt schon, da machen Sie sich mal keine Sorgen. Wichtig ist dieser angebliche Tote, von dem Sie geredet haben und der nicht verwest sein soll…«

»Er will kommen!« flüsterte Ernesto.

»Und wir werden dabei sein.«

Der Spanier erschrak. »Wir?« hauchte er. »Nein, Señor Sinclair, ohne mich. Ich kann doch nicht zusehen, wie jemand aus dem Grab steigt. Ich gehe nicht mit.«

Ich hob die Schultern. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Zwingen konnte ich ihn nicht, aber ich warf dem Pfarrer einen schrägen Blick zu.

Der Padre verstand und nickte. »Keine Sorge, Señor, ich werde Sie

begleiten.«

»Und Sie haben keine Furcht?«

Er lachte leise. »Was heißt Furcht? Ich bin der Ansicht, daß man den Dingen auf den Grund gehen muß, und das hat mit meinem Beruf wirklich nichts zu tun.«

Ich war froh darüber, daß der Padre so redete. Nicht immer traf ich auf so viel Verständnis.

Padre Dorio schaute auf seine Uhr. »Wann geschieht so etwas zumeist?« fragte er. »Um Mitternacht?«

Ich lächelte schief. »Da sind zumeist Vampire unterwegs. Wir haben bis zur Tageswende noch Zeit und müssen uns wohl auf eine lange Nacht gefaßt machen.«

»Das befürchte ich auch«, gab der Geistliche zu.

Ich stand auf und schlug ihm auf die Schulter. »Kommen Sie, Padre. Lassen Sie uns nicht zu lange hier herumsitzen. Wir werden die Sache schon schaukeln.« Einen letzten fragenden Blick warf ich noch auf den jungen Spanier. »Sie wollen wirklich nicht mit?«

Er zögerte. »Ich… ich weiß nicht.«

Noch hatte ich meinen Humor behalten. »Es wäre zumindest interessant, einmal seinem Ahnherrn zu begegnen, falls die Dinge, die wir annehmen, tatsächlich eintreffen.«

»Darauf kann ich verzichten.«

Es klang so endgültig, daß ich nicht weiter versuchte, ihn zu überreden.

Der Pfarrer ging zur Garderobe, nahm einen Mantel vom Haken und zog ihn an.

»Wir können, Señor.«

Ich war auch fertig. Meine Waffen hatte ich mitgenommen. Jetzt wartete ich nur noch auf einen lebenden Toten…

***

Der Donner war verstummt, kein Blitz spaltete mehr den Himmel, der Regen fiel nicht mehr, und nur der steife Seewind wehte uns ins Gesicht.

Es war eine herrliche Nacht. So frisch, so klar, frühlingshaft. Auch nicht zu dunkel. Ein seltsames Grau bedeckte das weite Firmament.

Die Sterne sahen aus wie winzige Nadelköpfe. Ihr gelber Schimmer erinnerte mich an das Funkeln kostbarer Diamanten.

Die südlichen Berggrate und langen Hänge der Pyrenäen waren mehr zu ahnen, als zu sehen. Ich mußte daran denken, daß ich hoch oben in einem Pyrenäenkloster vor Jahren einmal ein gefährliches Abenteuer erlebt hatte, als es gegen die Horror-Reiter und einen verbrecherischen und vom Teufel beeinflußten Pater ging.

Der Mann, der neben mir herschritt, diente nicht dem Bösen. Auf ihn

konnte ich mich verlassen, das wußte ich genau.

Der Weg war nicht einfach. Auch der kleine Ort Porros lag noch in den Ausläufern der Berge. Dementsprechend gestaltete sich auch das Gelände. Es führte einmal bergauf, dann wieder bergab, und die Wege waren eigentlich nur Pfade.

Ruhe herrschte im Dorf. Wir entdeckten kaum ein Licht hinter den Fenstern der kleinen Häuser, die wie geduckt an den Hängen standen.

Hier ging man früh schlafen, denn der Tag begann ebenfalls sehr zeitig. Die Menschen lebten vom Weinanbau, aber auch von der Fischerei, und einige der jüngeren Dorfbewohner hatten ihren Heimatort verlassen und arbeiteten im nahen Barcelona.

Das alles hatte mir der Pater auf dem Weg zum Friedhof berichtet.

Schon wieder ein Friedhof in Spanien. Damals, als es gegen Okastra ging, hatte der Fall auch auf einem Friedhof seinen Anfang genommen. Ich hoffte, daß es diesmal glatter laufen würde und ich nicht wieder in den Strudel der Vergangenheit geriet.

»Werden heute noch Menschen auf dem Friedhof begraben?« fragte ich, als wir einen serpentinenartigen Pfad hochstiegen.

»Nein, nicht mehr. Die Anlage war eigentlich als Seefahrer- und Heldenfriedhof gedacht.«

Ich lachte. »Helden ist ein weiter Begriff. Juan Lazarro ist für mich kein Held!«

»Für mich ebenfalls nicht«, unterstrich der Padre.

Der Friedhof war bereits zu sehen. Wenigstens seine äußere Erscheinungsweise. Die halbzerstörte Mauer umgab das Gräberfeld mit den hohen Steinen und Sockeln, wo diejenigen ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten, die man als Helden verehrt hatte.

Wir befanden uns auf der Höhe. Der Wind machte uns dort zu schaffen. Die Haare wirbelten hoch, der Mantel des Pfarrers knatterte. Auf meiner Zunge lag ein Geschmack von salziger Meerluft und dem nassen Staub der Hügel, der während des Gewitters fallende Platzregen hatte die Erde aufgeweicht.

Wir gingen durch den zerstörten Eingang und passierten die ersten Grabsteine, die in ihrer gesamten Fülle vor uns hochwuchsen und Monumente einer längst vergangenen Zeit waren.

Ich sah den Stein eines Toreros. Ein Stier war darin eingemeißelt.

Darüber stand ein lateinischer Spruch.

Ich konnte diesem Sport der Spanier nichts abgewinnen. Für mich waren Stierkämpfe Tierquälerei, aber darüber mit fanatischen Spaniern zu diskutieren, hatte keinen Sinn.

Pater Doria blieb stehen und streckte einen Arm aus. »Dahinten ist das Grab.«

Er wies auf einen relativ spitzen Stein, der aus dem Boden stach und mich fast an eine Nadel erinnerte. Als wir näher kamen, erkannte ich,

daß der Grabstein doch breiter war, als es den Anschein gehabt hatte. Zudem hatte man ihn beschriftet. Wahrscheinlich waren die unrühmlichen Heldentaten des Juan Lazarro aufgeführt worden, die mich weniger interessierten, denn ich wollte herausfinden, ob dieser Tote tatsächlich das Grab verlassen hatte.

Leider hatte sich der Himmel wieder bewölkt. Vom Meer her wurden die dicken Schwaden herangetrieben. Dementsprechend schlecht war die Sicht geworden.

Als ich zwei Schritte vom Ziel entfernt war, sah ich die Bescherung. Ich blieb sofort stehen.

»Was ist?« fragte der Pfarrer flüsternd.

Ich deutete schräg zu Boden. »Sehen Sie sich die Bescherung an, Padre!«

Er ging näher, passierte mich, senkte den Kopf und schüttelte ihn, während die Worte tonlos über seine Lippen drangen. »Das… das darf doch nicht wahr sein …«

So dachte ich auch, aber es war eine Tatsache, und ich mußte mir eingestehen, daß Ernesto Lazarro nicht gelogen hatte. Seinem Vorfahren war es tatsächlich gelungen, das Grab zu verlassen.

Anders konnte ich mir die aufgewühlte Erde nicht erklären.

Man sah sofort, daß die Erde von innen gelockert und weggeschaufelt worden war. Die feuchten Brocken und Krumen lagen zu beiden Seiten des Grabs und waren noch weitergerollt, bevor hohes Gras sie gestoppt hatte.

Ich schaute den Pfarrer an. Er schwieg, stand mit bleichem Gesicht neben mir und schüttelte den Kopf. Sein rundes Gesicht wirkte kleiner als normal, die Wangen zeigten sogar Falten, und er flüsterte: »Ich kann es einfach nicht begreifen…« Er drehte sich.

»Señor Sinclair, wie ist es möglich, daß jemand, der seit einigen Jahrhunderten gestorben ist, wieder auferstehen kann?«

»Vielleicht liegt er noch unten«, sagte ich.

»Wieso?«

Ich ging um das Grab herum. »Haben Sie irgendwelche Fußspuren gesehen, Padre? Es hat geregnet, der Boden ist aufgeweicht. Wir hätten etwas erkennen müssen.«

Der Geistliche blickte sich ebenfalls um. Nach einer Weile schüttelte der Mann den Kopf. »Nein, keine Spuren.«

»Sehen Sie.«

»Aber die aufgewühlte Erde!« hielt mir der Pfarrer vor. »Da muß doch etwas geschehen sein.«

Ich gab ihm recht. Gleichzeitig schränkte ich meine Antwort noch ein. »Es kann auch so gewesen sein, daß die Leiche es beim ersten Versuch nicht geschafft hat und bald schon einen erneuten Anlauf nehmen wird. Deshalb werden wir zuschauen.«

Der Padre erschrak. Er bekreuzigte sich hastig und fragte:
»Meinen Sie wirklich?«
»Ja, das meine ich.«
Padre Dorio fühlte sich nicht wohl. Er wischte über sein lichtes Haar, schaute sich um, blickte auch zum Dorf, und ich fragte ihn:
»Wollen Sie lieber gehen?«
»Nein!« Sehr entschieden klang die Antwort. »Wenn so etwas passiert, will ich es sehen.«
Ich nickte. »Es freut mich, daß Sie so denken. Dann wollen wir uns mal einen Platz aussuchen.« Ich hatte locker gesprochen, tatsächlich war mir auch nicht wohl zumute. Ich kenne Zombies. Sie sind unberechenbar. Eine unheimliche, nicht erklärbare Kraft leitet sie, treibt sie an und ihrem Ziel entgegen.
Nicht weit entfernt befand sich ein Grabstein, der uns beiden genügend Platz und Deckung bot. Ich schob den Padre darauf zu, und wir hockten uns dahinter.
Jetzt hieß es warten…
Beide waren wir nervös, aber ich hatte mich besser unter Kontrolle als der Pfarrer, der permanent an seinen Händen spielte, die Finger zog, sie zupfte und öfter in die Runde schaute, während ich das Grab im Auge behielt.
Über uns wanderten die Wolken weiter. Oft gewaltige Gebilde.
Manchmal auch skurril aussehend. Sie trieben über einen Himmel, der nichts von seinem Dunkelgrau verloren hatte.
Die Minuten reihten sich aneinander. Eine Viertelstunde verging.
Ich schaute auf meine Uhr.
Eine halbe Stunde vor Mitternacht.
Sollte die endgültige Entscheidung tatsächlich erst zur Tageswende fallen? Alles wies darauf hin.
Einige Minuten später wurde ich »enttäuscht«. Da bewegte sich plötzlich die Erde auf dem Grab, ein paar Krumen und Stücke rollten zur Seite, machten Platz, um im nächsten Augenblick etwas freizulassen, das seit Jahrhunderten im Boden gelegen hatte.
Eine mit Hautfetzen bedeckte Hand…

***

Barcelona!
Neben Madrid die berühmteste Stadt Spaniens. Hafenstadt, Zentrum einer gewaltigen Industrie, eine lebendige Stadt, die auch in der Nacht nicht zur Ruhe kommt.
Der Verkehr brodelte immer. Es war wie ein gewaltiges Fieber, das sich über dem Häusermeer und den berühmten Ramblas ausgebreitet hatte. Auf dieser alleeartigen Prachtstraße gab es nichts, was man nicht kaufen konnte, und auch in der Nacht herrschte noch Handel

und Wandel.

Viele Straßen waren noch durch den Autoverkehr verstopft.

Abgase wurden zum Glück durch den frischen Seewind vertrieben, und der erste Geruch des nahen Sommers fiel den Menschen auf.

Viele spürten das Gefühl des Frühlings, das sie berauschte und nicht in den Häusern ließ.

Sie wollten die Nacht zum Tage machen. Man traf sich mit Freunden, lachte, flirtete oder unterhielt sich einfach nur. Das Thema Nummer Eins war der Fußball, denn der FC Barcelona stand an der Spitze und konnte bereits als Meister gefeiert werden.

Dieses Jahr war gut…

Doch niemand ahnte, was in der Erde lauerte. Nicht dort, wo die Ramblas lagen, auch nicht am Hafen, sondern in einem neueren Teil, der erst in den letzten Jahren gebaut und eingemeindet worden war.

Man hatte Hochhäuser errichtet. Wohnsilos für die gewaltigen Menschenmengen.

Im Sommer konnte es schlimm werden, da verwandelte sich jede Wohnung in einen Brutofen, aber so weit war es noch nicht.

Dennoch wollten die Bewohner nicht in den Häusern bleiben. Zudem begann das Wochenende, man konnte sich am anderen Tag ausschlafen und wollte die Nacht zum Tage machen.

Sie trafen sich vor den Häusern oder in den kleinen Gaststätten.

Man saß wieder draußen, schaute schönen Mädchen nach, trank, lachte und redete miteinander.

Aber das Grauen war vorhanden…

Noch ahnte niemand etwas davon, und auch nicht die Gruppe von Menschen, die sich auf einem kleinen Platz zusammengefunden hatte und dort die Nacht durchfeiern wollte.

Man hatte Tische und Stühle nach draußen gestellt. Der Wein floß aus Fässern, kleine Imbisse lagen bereit, zumeist eine Zusammenstellung aus Meeresfrüchten.

Paellas dampften, und es gab einige Männer, die Musik machten.

Zwei Frauen begannen zu tanzen. Sie fühlten sich als kleine Carmens. Die Bewegungen, die sie vollführten, waren sinnlich, aufreizend, und sie schoben sich provozierend langsam an den Kreis der sie umgebenden Männer heran, um diese hin und wieder mit ihren Körpern zu berühren.

Es war noch vor Mitternacht, und keiner der Anwesenden dachte daran, ins Bett zu gehen. Selbst die Kinder nicht, die ihre Eltern und Verwandten begleitet hatten. Wenn die Großen feierten, sollten auch die Kleinen ihren Spaß haben.

Der Geruch von gebratenem Fleisch schwängerte die Luft. Die Schwaden trieben gegen die bunten Lichter der Girlandenleuchten, die im Nachtwind pendelten und regelrechte Wellen warfen.

Niemand ahnte etwas Böses…

Es waren die Kinder, die es entdeckten. Eine Gruppe Jungen wollte nicht mehr bleiben und rannte die Straße hinab. Irgend jemand hatte die Idee gehabt, sich Masken zu besorgen und die Erwachsenen zu erschrecken, das wollten alle in die Tat umsetzen.

Als man die Wohnsilos errichtete, hatte man auch die entsprechenden Straßen und Zufahrten angelegt. Es waren glatte Asphaltbänder, über die die Kinder rannten, sie liefen sie jeden Tag, und so achteten sie nicht mehr auf irgendwelche Unebenheiten im Boden.

Bis der kleine Pedro fiel.

Aus vollem Lauf war er gestolpert, konnte sich nicht mehr halten und wurde von dem gewaltigen Schwung nach vorn geworfen, wobei er gegen einen seiner Spielkameraden flog und diesen mit zu Boden riß.

Es schmerzte, und sie schrien. Pedro hatte sich die Knie aufgeschlagen, der andere Junge den linken Ellbogen. Zudem blutete er am Kinn.

Die anderen Kinder hörten das Schreien ihrer Spielkameraden, stoppten und drehten sich um.

»He, was ist denn mit euch?« Sie wollten lachen, als sie sahen, daß es den beiden schlecht ging.

Dann liefen sie zurück.

Pedro stand als erster auf. Er blieb gebückt stehen, hatte die Arme dabei nach unten gestreckt und preßte die Handflächen gegen die aufgescheuerten Knie.

»Mist, verdammter!« fluchte der Zehnjährige wie ein Alter. »Da war doch was!«

»Wo?«

Pedro drehte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht um. Auch der andere Junge stand jetzt. Gemeinsam humpelten die beiden wieder zurück. Die anderen folgten ihnen.

Jeder sah es.

In der Straße und sich über die gesamte Breite ziehend, befand sich ein Riß.

Staunend blieben die Kinder stehen. Der Riß war so breit wie eine Obststeige, außerdem schon recht tief. An den Rändern war der Asphalt zudem aufgeplatzt, so daß sie mehrere Muster sahen, die auch von Spinnennetzen hätten stammen können.

Sie sagten nichts. Die Jungen, sonst um Erklärungen oder Ausreden nicht verlegen, konnten hier nur zuschauen und andächtig schweigen. Das war alles.

Bis sich einer aus der Gruppe löste, in die Knie ging, auch den Kopf vordrückte und das Ohr auf den Boden preßte.

»Was willst du?« wurde er gefragt.

»Sei ruhig!«

Die anderen schwiegen. Auch der Lärm der feiernden Erwachsenen war nicht so besonders laut. Sollte sich etwas anderes in der Nähe befinden, würden sie es auch hören.

»Da ist was in der Erde«, flüsterte der Horchende.

»Und was?« wurde er gefragt.

»So ein Brummen…«

Einer lachte, die anderen jedoch blieben ernst und wollten sich selbst davon überzeugen.

Sie knieten ebenfalls nieder und lauschten mit einem Ohr am Boden.

Und sie nahmen das gleiche wahr, was auch Pedro gehört hatte.

Ein seltsames Brummen und Zittern des Bodens, als würde im Innern der Erde etwas donnern.

Die Kinder erhoben sich zur gleichen Zeit, als hätten sie sich abgesprochen.

»Das ist ein Ungeheuer«, sagte der kleinste von ihnen, ein sechsjähriger Steppke.

Seltsamerweise widersprach niemand.

Und dann hörten sie das Reißen. Sie hatten das Gefühl, als würden gewaltige Hände versuchen, den Boden aufzureißen und den Spalt weiter zu vergrößern.

In der Tat wurde er breiter. Gleichzeitig bildeten sich neue Risse, die von dem größten nach allen Seiten hin abzweigten. An den Stellen, wo welche aufeinandertrafen, platzte sogar der Asphalt auf, so daß eine schwarze teerartige Masse zum Vorschein kam.

Niemand wußte, was da vor sich ging. Pedro hatte dann die Idee.

»Wir müssen es unseren Eltern sagen. Das kann sogar ein Erdbeben sein.«

Von einem Erdbeben hatten schon alle gehört. Sie widersprachen auch nicht. Nur stahl sich allmählich die Angst in ihre Gesichter, so daß die zu bleichen Flecken wurden.

Zwei von ihnen mußten über den Spalt hinwegspringen. Dann rannten sie alle schnell wie selten, denn sie befürchteten, daß die Straße noch mehr aufreißen würde, und so etwas bedeutete auch Gefahr für die hohen Häuser, in denen sie wohnten.

Das spürten selbst die Kinder instinktiv.

Sie schrien. Pedro und der andere verletzte Junge hinkten hinterher, denn sie konnten nicht so schnell laufen. Deshalb erreichten auch sie als letzte die Gruppe der Erwachsenen.

Die anderen erzählten bereits. Sie sprachen laut, ihre Stimmen überschlugen sich, und sie redeten durcheinander, so daß keiner der Leute etwas verstand.

Bis jemand »Ruhe!« schrie.

Da verstummten sie.

»Einer nur«, sagte der Mann, der so etwas wie der Hausmeister in einer der Bauten war. Er hatte sich vor den Kindern aufgebaut, schaute sie streng an und blies ihnen von oben her seinen Rotweinatem ins Gesicht.

Pedro meldete sich. »Ich erzähle, Señor.«

»Aber alles richtig!«

»Si, Señor.«

Er begann mit seinem Bericht. Und er riß sich zusammen, was ihn von den Schmerzen für einige Augenblicke ablenkte. Die Worte »sprudelten« zwar über seine Lippen, aber sie waren zu verstehen, und darauf allein kam es den Männern an.

Die Frauen hielten sich zurück. Nur zögernd kamen sie näher.

Und sie sahen, wie der Hausmeister mit der Faust auf den Tisch schlug. »Was habt ihr gesagt? Die Straße ist aufgebrochen?«

»Si, Si…«

Der Mann drehte sich um. Die anderen wußten nicht, was sie sagen sollten. Einige hielten es dann für ein Märchen.

»Erdbeben gibt es hier nicht«, meinte ein anderer, der einen Tonkrug mit Wein in der Hand hielt.

Im nächsten Moment wurden alle Anwesenden eines Besseren belehrt. Es begann mit dem Knirschen und Reißen. Gleichzeitig bewegte sich auch der Boden unter ihren Füßen. Die Tische und Stühle zitterten, einige fielen um, da sie zu wacklig auf den Beinen standen.

Ein Weinfaß kippte ebenfalls, erste Schreie gellten auf, aber die Menschen befanden sich zum Glück nicht im Zentrum der Gefahr.

Das lag weiter vorn. Und zwar dort, wo die Kinder die aufgebrochene Erde entdeckt hatten.

In der Nähe parkten auch einige Autos. Es sah grotesk aus, wie sich zwei von ihnen auf das Heck stellten und mit der Schnauze in die Höhe zeigten, als wollten sie gegen den dunklen Himmel springen.

Mit einem donnerartigen Schlag steigerte sich das Inferno noch weiter. Asphalt, Dreck, Lehm und Schotter flogen in alle Richtungen weg und prasselten wie ein gewaltiger Regen nieder. Auch die Feiernden wurden nicht verschont. Sie warfen sich in Deckung, krochen unter die langen Tische und hoben Stühle als Schutz über ihren Kopf.

Die Erde grollte.

Und sie entließ den Schrecken.

Einen rötlichen Feuerschein sahen die Mutigen, die trotz des Chaos' nach vorn schauten, aus dem Trichter stiegen und flackernd über die nahen Hauswände geisterten.

»Die Hölle!« schrie ein Mann überlaut. »Das sind die Flammen der Hölle. Sie werden uns fressen!«

Es war nicht das Höllenfeuer, das sie fressen wollte. Vielleicht ein magisches Flackern, und es hüllte den ein, der aus dem breiten Straßentrichter in die Höhe stieg.

Der Henker kam!

Die unheimliche Figur, die vor langer Zeit aus den Anden nach Spanien geschafft und dort begraben worden war, hatte es in der Tiefe der Erde nicht mehr ausgehalten. Andere Kräfte und Mächte waren stärker gewesen als er und hatten ihn aus der Tiefe an die Oberfläche geholt.. Sie schleuderten ihn in die Höhe.

Vor den entsetzt aufgerissenen Augen der Zuschauer stieg er in den Himmel der Straßenschlucht.

Ein Koloß mit zwei Waffen. Einem Schwert und einer Axt. Eine Figur aus Stein, sogar noch auf einem Sockel stehend und fast so wirkend, wie einige der übergroßen Heiligenfiguren, die in zahlreichen Kirchen ihre Plätze gefunden hatten.

Mit dem Auftauchen der Figur hörten die entsetzten Zuschauer ein hohles Pfeifen, das durch die Straßenschlucht hallte und den Trommelfellen übel mitspielte.

Die Figur stieg hoch und höher. Sie hatte längst die Spitzen der Häuser erreicht, hielt nicht an und jagte weiter, so daß sie auch nicht mehr von den Menschen zu erkennen war, die gute Augen hatten.

Das Dunkel der Nacht verschluckte sie.

Die Zeugen aber, die zugeschaut hatten, waren grau und blaß vor Angst. In ihren Gesichtern stand der Schrecken wie festgenagelt.

Niemand hatte mit einem solch unerklärlichen Vorgang gerechnet, und keiner wußte ihn zu kommentieren.

Sie schauten sich gegenseitig an, bewegten die Lippen oderbekreuzigten sich. Worte konnte niemand sprechen.

Nach einer Weile wurde wieder vom Teufel gesprochen. Dieses Gerücht breitete sich schnell aus. Diskutieren konnten sie nicht mehr, denn die ersten Sirenen jaulten auf.

Polizei und Feuerwehr rasten heran. Die Wagen stoppten auf dem gewaltigen Trichter. Man sprach von einem Erdbeben oder von einer Bombe, aber es gab kaum einen Polizisten, der den Aussagen aller Zeugen glauben würde.

Eine Statue, die aus der Erde geschleudert wurde?

Das gab es höchstens im Kino…

***

Doch die Figur war ebenso echt gewesen, wie es die Hand war, die sich vor unseren Augen aus dem Grab schob.

Eine leicht gekrümmte Klaue mit Hautfetzen, schimmernden Knochenstücken und abgerissenen Nägeln, wie wir trotz der Finsternis erkennen konnten, da die Nacht mittlerweile etwas heller geworden

war und sich ein Großteil der Wolken verzogen hatte.

Padre Dorio stand neben mir und zitterte. Ich hörte, wie seine Zähne aufeinanderschlugen, so groß war die Angst, die ihn beherrschte. So etwas hatte er noch nicht erlebt, das war furchtbar und grausam. Es gehörte in den Bereich der Fabel.

Daß dem nicht so war, erlebte er mit eigenen Augen und schaute, wie auch ich, weiter zu, wie der Hand ein Arm folgte, der ebenfalls nur mehr von dünnen Hautstreifen bedeckt war.

Das wiederum wunderte mich.

Auch mich berührte der unheimliche Vorgang auf seltsame Art und Weise, denn das war perfekter Horror. Gleichzeitig dachte ich darüber nach, wie es möglich sein konnte, daß dieser Tote in all den Jahrhunderten nicht vollständig verwest war. Selbst das Skelett hätte nicht mehr vorhanden sein dürfen.

Es gab nur eine Erklärung dafür: Dieser Tote war all die Zeit über mit einer fremden Magie gefüllt gewesen!

Und er stieg weiter aus seinem feuchten Grab. Jetzt, beim zweiten Versuch, hatte er die nötige Kraft gesammelt, die er brauchte, um die schwere, feuchte Lehmerde zur Seite zu schieben und sich Platz zu verschaffen.

Er kam hoch und höher…

Nichts hielt ihn mehr auf. Mit der rechten Schulter stieß er durch.

Ich sah die mit dünner Haut bespannte Rundung und den Schädel, der sich wenig später zeigte.

Ein Totenkopf?

Nein, eine Mischung aus Knochenschädel und normalem Kopf, auf dem ein alter verrosteter Helm wie festgeleimt saß. Man hatte den Konquistador mit seiner Kampfkleidung begraben, so war es wohl üblich, und auch sie war kaum verwest.

Und so stieg er höher.

Ein grünlich schimmerndes, gleichzeitig fahles Gesicht, in dem sich noch immer die Augen befanden, die wie alter Gelee in den Höhlen zitterten, wenn sich der lebende Tote bewegte.

Er war ein Zombie!

Allerdings keiner, der durch den unheimlichen Voodoo-Zauber geweckt worden war, sondern jemand, der eine andere Kraft oder Magie an der langen unsichtbaren Leine führte.

Wir ließen ihn kommen.

Zwischendurch warf ich einen Blick auf den neben mir stehenden und ebenfalls auf den Grabstein schauenden Pfarrer. Der gute Mann betete, und im Gesicht sah er ähnlich bleich und schlecht aus wie der aus dem Grab steigende lebende Tote.

Dieser unheimliche Zombie strömte ein Grauen aus, das uns beide frösteln ließ. Wie gebannt waren wir von seinem Anblick. Wir

bekamen auch mit, daß er zuerst sein rechtes Bein hob, um den Fuß neben die rechte Seite des Grabes zu setzen.

Ein häßlich klingendes Knirschen erreichte dabei unsere Ohren, als wäre ein Knochen gebrochen oder angeknackt worden.

Er stemmte sich ein, gab sich selbst sogar Schwung und stieg vollends aus dem Grab.

An seinem Rand blieb er stehen.

Ich war ebenso zurückgezuckt wie auch der Pfarrer. Er sollte uns auf keinen Fall zu schnell sehen, noch war er nicht gefährlich.

Rüstung, Beinkleider, Stiefel, Schwert, Helm, das alles war noch vorhanden. Überall klebte der Dreck des Grabes. Wahrscheinlich krabbelten auch noch Würmer oder Käfer in irgendwelchen Falten oder Taschen seiner Kleidung.

Noch stand er.

Sehr langsam drehte er dabei den Kopf, schaute in verschiedene Richtungen und schien zu prüfen, in welche er sich bewegen wollte.

Mich stieß der Pfarrer an. »Wollen Sie nicht etwas tun, Señor Sinclair?« hauchte er.

»Und was?«

»Ihn vernichten. Das ist ein Wesen der Hölle. Sie müssen es töten. Sie haben die entsprechenden Waffen, das weiß ich genau. Tun Sie uns den Gefallen…«

»Weshalb?«

Er schnappte nach Luft. »Das fragen Sie noch? Dieses Wesen ist eine Ausgeburt des Teufels. Ein… ein …«

Ich hob die Hand und beruhigte ihn. »Lassen Sie es mal gut sein«, gab ich wispernd zurück. »Noch hatte er uns und anderen nichts getan. Ichwill Ihnen eines sagen. Auch bei schwarzmagischen Geschöpfen gibt es Gründe oder Motive für ihr Tun, mögen die Handlungsweisen uns auch noch so unerklärlich erscheinen.«

»Sie müssen es wissen«, erwiderte der Pfarrer, und seine Stimme klangdabei gequetscht.

Von mir bekam er keine Antwort mehr, da ich den Zombie beobachtete. Sein Grab hatte er inzwischen völlig verlassen. Ein wenig unschlüssig noch stand er davor und drehte weiterhin den Schädel, als suchte er etwas.

Plötzlich durchzuckte es seinen Körper, als hätte er einen Stromschlag erhalten. Er verharrte in der Bewegung, und der Blick seiner wie tot wirkenden Augen stierte dorthin, wo wir hinter dem Grabstein Deckung gefunden hatten.

Hatte er uns gesehen?

Ich war zurückgezuckt, das hieß allerdings wenig, denn Zombies sind mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet. Sie »riechen« Menschen. Und Menschen sind für sie Feinde, die sie vernichten.

Wahrscheinlich hatte er bemerkt, daß in seiner Umgebung etwas nicht stimmte, und auch wir wagten erst nach einer Weile, wieder um den Grabstein hervorzuschauen.
Das heißt, der Padre traute sich nicht so recht. Ich aber reckte meinen Kopf vor.
Bevor ich überhaupt etwas erkennen konnte, vernahm ich schon das dumpfe Klatschen.
Es entstand, wenn der Zombie durch Wasserpfützen trat, und davon gab es genug.
Ich starrte ihn an, er sah mich an.
Und ich wußte eines.
Er kam direkt auf mich zu!
Noch war er nicht gefährlich. Uns trennte eine gewisse Distanz, die er, wenn er so langsam weiterging, auch nicht so rasch überbrücken konnte. Deshalb sah ich die Lage auch nicht als zu schlimm an und machte den Padre darauf aufmerksam.
»Was sagen Sie da? Er kommt her?«
»So ist es.«
»Und Sie tun nichts?«
»Noch nicht«, erwiderte ich und zog meine Waffe. Gleichzeitig nahm ich das Kreuz hervor, denn ich wollte sehen, wie er bei diesem Anblick reagierte. Allerdings steckte ich es in die Tasche. Erst später wollte ich es ihm präsentieren.
Er kam näher.
Das Grab hatte er schon passiert, als ich mich aus meiner Deckung hervorschob und so stand, daß er mich einfach sehen mußte.
Würde er stehenbleiben?
Nein, dieses Wesen unterbrach seinen Gang nicht. Es stampfte mit roboterhaft anmutenden Schritten über die nasse Erde, trat auch in Pfützen und schleuderte Wasserperlen in die Höhe, doch es gab nichts, das ihn aufhalten konnte.
Nur ich…
Ich ging ihm entgegen. Die Mündung meiner mit Silberkugeln geladenen Waffe zielte dabei auf seinen Körper. Er nahm sie überhaupt nicht zur Kenntnis.
Für Wesen wie diese gab es keine Hindernisse.
Normalerweise sind die Gesichter der lebenden Toten starr und steif. Hin und wieder noch, wenn sie unartikulierte Laute ausstießen, bewegten sie sich arhythmisch, aber dieser Zombie begann sogar zu reden. Er sprach monoton wie ein Computer.
»Ich komme… ich komme … ich komme …«
Zwar hatte ich die Worte gehört, aber ich verstand immer nur Bahnhof. Er wollte kommen – okay - aber zu wem? Zu mir? Daran konnte und wollte ich nicht glauben. Er starrte mich aus seiner

gallertartigen Augenmasse zwar an, dennoch hatte ich das Gefühl, als würde er mich überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen.

Die Distanz zwischen uns beiden schmolz immer mehr.

Ich ahnte die Bewegung neben mir. Auch der Pfarrer hatte die Deckung des Grabsteins verlassen. Zwei Schritte von mir entfernt und auch sprungbereit blieb er stehen.

Ich hatte mich wieder gefaßt und fragte ihn direkt. »Zu wem willst du? Wer erwartet dich?«

»Ich komme… ich komme … gerufen … ich komme …«

Das war ja verrückt. Ständig wiederholte er diesen einen Satz.

Dabei mußte er für dieses Wesen von einer tiefen prägnanten Bedeutung sein. Er wollte irgendwo hin, vielleicht war er auch gerufen worden, und er ging auf mich zu.

Den rechten Arm hatte er angewinkelt. Die Hand lag auf dem mit Rost überdeckten Schwertgriff und schaukelte im Rhythmus seiner Bewegungen, als er sich immer mehr seinem Ziel näherte.

Jetzt mußte ich handeln, oder ich wurde von ihm überrannt. Bei einem normalen Zombie hätte ich geschossen und ihn mit einer geweihten Silberkugel erledigt. Hier sah ich die Sache anders. Dieser Untote mußte eine Botschaft besitzen oder einen Auftrag haben, und das allein ließ mich stutzig werden.

Ich ging einen Schritt zurück und gleichzeitig schräg zur Seite, so daß ich ihm Platz schuf.

»Sinclair, tun Sie etwas!« Der Pfarrer drängte. Ich konnte mich seinem Wunsch nicht länger widersetzen, aber ich nahm nicht die Beretta, sondern das Kreuz.

Jetzt mußte es sich entscheiden.

Mit einer heftig anmutenden Bewegung holte ich es aus meiner Tasche hervor und hielt es dem Untoten entgegen.

Jetzt mußte er stoppen!

Er tat es nicht.

Einen Schritt, den zweiten, den dritten auch. Wäre ich an dem Fleck stehengeblieben, hätte er mich jetzt erreicht, so aber ging er weiter, als wäre nichts geschehen.

Das Kreuz und seine weißmagische Kraft interessierte ihn überhaupt nicht.

Ich war perplex. Meine gesamten Erfahrungen mit Zombies wurden hier über den Haufen geworfen. So war ich gezwungen, zunächst einmal umzudenken. Das konnte kein normaler Zombie gewesen sein, irgendein anderes Geheimnis mußte ihn umgeben.

Aber welches?

»Sinclair!« hörte ich den Padre in seinem stockenden Englisch reden. »Das ist ja nicht zu fassen.«

»Sie sagen es.«

Beide schauten wir dem Zombie nach, wie er quer über den alten Friedhof schritt.

Seine Gestalt hob sich scharf vom Boden ab. Im Grau der Dunkelheit wirkte er selbst duster, aber sein nur an wenigen Stellen rostiger Helm gab noch einen gewissen goldenen Schein ab.

Ich folgte ihm langsam. Der Pfarrer hielt sich an meiner Seite, ich hörte ihn schwer und keuchend atmen. »Wollen Sie ihn nicht stoppen, Señor?«

»Nein.«

»Ich bin ja kein Geisterjäger…« Wieder atmete er stoßweise, »aber erzählen Sie mir den Grund.«

»Haben Sie seine Worte nicht gehört? Er redete stets davon, daß er kommen will. Mir scheint, er ist mit jemandem verabredet.«

»Unsinn…«

»Warten wir es ab. Zudem hat er keinen Versuch unternommen, Sie oder mich zu töten. Deshalb bleiben wir ihm auf den Fersen.«

Der Padre atmete stöhnend. Für ihn war wohl eine Welt zusammengebrochen, denn er hätte bestimmt anders gehandelt.

Wir holten auf. Und beide vernahmen wir abermals die Stimme des Zombies.

»Ich komme… ich komme …«

Daß es dieser Juan Lazarro war, daran gab es für mich keinen Zweifel mehr. Aber mit wem hatte er sich verabredet? Wen wollte er besuchen oder treffen? Vielleicht noch jemandem, der von seinen Konquistadores zurückgeblieben war und in irgendeinem anderen Grab gelegen hatte. Oder hatte er die gleiche Stimme vernommen wie Ernesto, sein Nachkomme?

Eine von den beiden Möglichkeiten mußte die richtige sein.

Unser Freund hatte mittlerweile die Friedhofsmauer erreicht. Er stand allerdings dort, wo es keine Lücke gab. Mit steifen Bewegungen kletterte er über einen noch stehenden Rest und verschwand auf der anderen Seite aus unserem Blickfeld.

»Der will ins Dorf!« sagte der Pfarrer plötzlich.

Und genau dieses Gefühl hatte auch ich. Ja, der Zombie wollte nicht mehr in der Umgebung des Friedhofs bleiben, sondern in Porros verschwinden. Gab es dort diejenige Person, mit der er verabredet war?

Davon konnten wir ausgehen, und da er Lazarro hieß, lag es auf der Hand, wen er besuchen würde.

Seinen Nachfahren!

Padre Dorio hatte die gleiche Idee gehabt wie ich. Er sprach davon undhielt mich gleichzeitig am Arm fest. »Wenn wir einen Bogen schlagen, Señor, sind wir früher da.«

»Nein, ich will ihm folgen.«

»Sie haben Nerven.« Er verdrehte beim Sprechen die Augen.

Ich lachte. »Die brauche ich auch, mein Lieber.«

Wir hatten das Gelände des Friedhofs ebenfalls verlassen. Über den Pfad ging der Zombie nicht. Er nahm einen anderen Weg und stolzierte über die schlammigen und glitschigen Hänge, die nur an einigen Stellen mit Gras oder Bodendeckern bewachsen waren.

Manchmal mußte er schräg laufen, um sich überhaupt halten zu können. Bis zu dem Augenblick, als er eine Stelle erwischte, die zu glatt war. Er fiel hin, überkugelte sich und kam erst dann wieder auf die Füße.

Ich hütete mich, auch nur zu grinsen, obwohl die Szene dazu reizte.

Wir mußten auch achtgeben. Auf dem Pfad, den wir benutzten, lagen Steine, über die wir sehr leicht stolpern konnten. An meinen Schuhen klebte eine dicke Lehmschicht, dafür glänzten die Dächer der ersten Häuser, die wir zu Gesicht bekamen.

Der Vollmond war wieder zum Vorschein gekommen und schickte sein Licht auch über das katalanische Land. Er gab den Dächern einen seidigen Glanz.

»Sind die ersten Häuser bewohnt?« fragte ich den Pater.

»Ja, aber die Leute schlafen wohl.«

Da wollte der Zombie auch gar nicht hin. Wir liefen nebeneinander her, und zwar in einem gewissen Winkel. So war es nur eine Frage der Zeit, wann wir zusammentreffen würden, und das mußte einfach im Dorf geschehen.

Die Unruhe des Paters wurde nicht bestätigt, denn Juan Lazarro dachte nicht daran, den ersten Häusern schon einen Besuch abzustatten. Im Gegenteil, er drehte ab und nahm einen anderen Weg, indem er einen langgezogenen Hügel hochlief.

»Ich glaube, der steuert jetzt die Kirche an«, sagte der Pfarrer und hatte mir ein Stichwort gegeben.

»Genau, das ist es. Er will zur Kirche.«

»Was?« Padre Dorio blieb vor Überraschung stehen. »Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Nein, vielleicht nicht in die Kirche, aber zu Ihnen, wo möglicherweise ein gewisser Ernesto Lazarro wartet. Verstehen Sie?«

Der Geistliche schlug gegen seine Stirn. »Natürlich, Señor. Wie konnte ich das vergessen! Verflixt auch! Er ist ein Lazarro und wird versuchen, Kontakt aufzunehmen.«

»Richtig. Deshalb sollten wir uns beeilen. Sie kennen sich hier aus. Gibt es auch eine Abkürzung?«

»Ja.«

»Dann kommen Sie.«

»Wenn er nun doch…«

Ich wischte die Einwände des Paters kurzerhand zur Seite und schob

ihn an. Der Zombie war unseren Blicken entschwunden. Wir sahen und hörten nichts von ihm, aber wir hatten es dafür sehr eilig…

***

Ernesto Lazarro war allein zurückgeblieben. Er hatte den beiden Männern erst nachlaufen wollen, dann aber siegte seine Furcht.

Nein, auf einen Friedhof brachte ihn jetzt keiner mehr. Nicht nach dem, was er alles hinter sich hatte.

Er mußte immer wieder an diese verdammte Stimme denken, und er wußte auch, daß sie keine Einbildung gewesen war.

Die gab es, und ebenso gab es diesen lebenden Ahnherrn, der eigentlich seit einigen Hundert Jahren hätte tot sein müssen. Verdammt auch, wie paßte das in eine Zeit wie diese?

Ernesto Lazarro hatte am Fenster gestanden und in die Nacht gestarrt. Hoffentlich hatte er mit seiner Alarmmeldung nicht die Pferde scheu gemacht, aber die lockende Stimme war vorhanden gewesen, daran gab es nichts zu rütteln.

Ernesto war vor der Großstadt aufs Land geflohen. Er hatte gelernt, das Leben mit anderen Augen zu sehen, denn er wußte, daß es Dinge gab, über die Städter lachten, die für ihn jedoch nach langen Diskussionen mit der Landbevölkerung einen anderen Sinn bekommen hatten.

Es existierte ja so viel zwischen der Geburt und dem Tod. Viele Rätsel, mit denen sich der normale Mensch überhaupt nicht befaßte oder befassen wollte.

Im Haus des Pfarrers kannte sich Ernesto aus. Der Geistliche und er hatten so manchen Abend zusammengesessen und über alles Mögliche diskutiert. Der Geistliche hatte sich dabei als sehr verständiger und auch diskussionsfreudiger Partner gezeigt, der für Spanien als progressivgelten mußte.

Die beiden waren im Laufe der Zeit zu Vertrauten geworden, und da Ernesto sich im Hause des Pfarrers auskannte, wußte er zum Beispiel genau, wo der Schnaps stand.

Sicherlich würde Pater Dorio nichts dagegen haben, wenn er sich ein Schlückchen nahm. Die diversen Liköre und Weinbrände ließ er stehen. Statt dessen schenkte er sich einen Selbstgebrannten ein. Pater Dorio bestellte diesen Stoff bei einem Bauern im Ort, der sich darauf spezialisiert hatte.

Ernesto verzog das Gesicht, als er das Brennen in der Kehle spürte. Das Zeug breitete sich im Magen aus und schien alles in Flammen zu setzen. Aber es tat gut. Mehr als einen durfte man davon nicht trinken, sonst wölbten sich einem die Zehennägel.

Mit dem zweiten Schluck ließ er sich Zeit. Erst als das Brennen abgeklungen war, leerte er das Glas.

Er wollte es gerade auf den Tisch setzen, als sich das Telefon meldete. Das Klingeln schreckte ihn auf. Er hätte das Glas fast noch fallen lassen, ging zum Apparat, zögerte jedoch, den Hörer aufzunehmen. Nach dem vierten Klingeln faßte er sich ein Herz und meldete sich mit einem schwachen »Hallo…«

Zunächst vernahm er nichts. Bis die wispernde Stimme erklang.

»Bist… bist du es, Ernesto?«

Über das Gesicht des jungen Mannes glitt ein Lächeln. Er kannte die Stimme. Sie gehörte seiner Freundin Ava. Er hatte ihr erzählt, wo er zu finden war, nur über seine eigentliche Aufgabe wußte sie nicht Bescheid.

»Ja, ich bin es.«

Ava atmete auf. »Ein Glück. Ich hatte schon gedacht, ich würde dich nicht erreichen.«

»Wieso?«

»Weil du doch verschwunden bist.«

»Unsinn. Ich sagte dir ja Bescheid.«

»Du hast so geheimnisvoll getan.«

»Wie das denn?«

Ava wußte nicht so recht. »Als ob ihr beide etwas Verbotenes vorgehabt hättet.«

Ernesto lächelte. »Das bildest du dir ein, Mädchen. Nein, da ist nichts.«

»Sicher. Vielleicht. Wann kommst du denn zurück?«

»Hm«, machte Ernesto. Er schaute dabei auf seine Uhr. »Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Es ist möglich, daß sich die Sache noch bis zum Morgen hinzieht.«

Damit war Ava nun gar nicht einverstanden. »Was habt ihr denn so lange zu bereden?«

»Es geht um gewisse Dinge…«

»Weich mir nicht aus, Ernesto. Ich merke genau, wann du lügst. Das ist hier der Fall. Du hast gelogen.«

»Wie willst du das denn beweisen?«

»Indem ich zu dir komme. Ich möchte auch mal wissen, was dabei so interessant sein kann, im Pfarrhaus zu sitzen. Dabei habe ich ein warmes Bett, in dem für dich auch noch Platz ist.«

»Morgen nacht.«

»Das hast du mir schon so oft gesagt. In der letzten Zeit bist du furchtbar. Was hast du überhaupt?«

»Ich bin nicht furchtbar, sondern einer gewissen Sache auf der Spur.«

»Zusammen mit dem Padre?«

»Ja.«

»Und darüber willst du nicht reden?«

»Nein, Ava, noch nicht. Der Padre und ich wollen strengstes

Stillschweigen bewahren. Verstehst du das denn nicht?«

Sie lachte unecht. »Wer mit dir zusammen ist, muß für Vieles Verständnis haben. Aber lassen wir das. Wer nicht will, der hat schon.«

Mit diesen Worten hängte Ava ein, und der junge Mann horchte kopfschüttelnd in die leere Leitung.

Als er auflegte, zeigte seine Stirn ein Faltenmuster. Er kannte Ava, und er wußte auch, daß er sie mit seinen Worten nicht hatte überzeugen können. Sie war ein eigenwilliges Persönchen, dabei sehr temperamentvoll. Es würde ihn nicht wundern, wenn sie plötzlich im Pfarrhaus erschien. Weit hatte sie es nicht. Mit ihrem Fiat brauchte sie nur wenige Minuten.

Als er nicht mehr sprach und sich wieder auf seine nähere Umgebung konzentrieren konnte, fiel ihm auf, wie ruhig es im Haus geworden war. Er kam sich plötzlich so allein vor.

Ruhig war es nie.

Alte Häuser wie dieses arbeiten immer. Da knackte mal eine Bohle, dann klapperte oder rappelte ein Fensterladen. Laute, an die sich der Pfarrer längst gewöhnt hatte, die für den jungen Mann jedoch neu waren.

Er war nervös.

Das merkte er an dem Schweiß, der auf seinen Handflächen lag.

Immer wenn er nervös war, glänzte die Haut.

Sollte er noch einen Schnaps trinken?

Nein, er ließ es bleiben. Statt dessen trat er an das Fenster und schaute nach draußen.

Auf den Kirchhof konnte er sehen. Es war windig geworden. Die Zweige der Bäume bewegten sich wie lange Peitschenarme. Manchmal wurden sie auch so geschüttelt, als hätten Hände sie umfaßt, um ihre Wut an ihnen auszulassen.

Am Himmel lief ein Wechselspiel ab. Wolken kamen, trieben wieder fort, zeigten sich erneut, verdeckten die Gestirne und waren im nächsten Augenblick wieder verschwunden.

Die Fensterläden standen offen und berührten die Hauswand.

Wie unheimliche Klopfzeichen kamen die Klappergeräusche dem jungen Ernesto Lazarro vor.

Plötzlich sah er den Schein. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, um zum Himmel schauen zu können, denn das Spiel der Wolken löste eine nie gekannte Faszination bei ihm aus.

Zwischen den Wolken sah er den Schein.

Langezogen, kometengleich zog er seine Bahn und hinterließ ein orangefarbenes Leuchten, das dem Grau des Himmels einen blassen Schein gab.

Ernesto holte tief Luft. Auch auf seiner Stirn bildete sich der

Schweiß. Er wußte nicht genau, was das zu bedeuten hatte, und an einen Kometen wollte er nicht glauben.

Ein Flugzeug war es auch nicht.

Was dann?

Da das Gebilde weiterflog und der Schein verlängert wurde, wollte der junge Mann genau erkennen, in welche Richtung sich der andere drehte. Er schaute schräg nach links und rechnete eigentlich damit, daß der Schein längst das Dorf passiert hatte und tief in das Landesinnere gejagt war.

Das stimmte nicht.

Er hatte gedreht und ein neues Ziel gefunden.

Es war der Ort Porros!

Für Ernesto ein unglaublicher Vorgang. Gleichzeitig wurde ihm auch das Rätselhafte und Unheimliche des Vorgangs bewußt. Er dachte an die Stimmen und die Botschaft, die man ihm übermittelt hatte.

Das mußte es einfach sein.

Dieser Schein hatte etwas mit ihm zu tun. Einen Beweis dafür gab es natürlich nicht, es sei denn, er nahm das Flackern, das durch die Scheibe fiel, als einen solchen.

Der »Komet« war gelandet.

Aber einen solchen Himmelskörper hatte er nie gesehen. Das mußte also ein anderer gewesen sein. Ein für ihn nicht sichtbarer.

Auch hatte er keinen Aufschlag vernommen. Es war alles in einer nahezu gespenstischen Ruhe abgelaufen. Von einer Gefahr konnte er nur etwas ahnen.

Dennoch mußte die Gefahr vorhanden sein. Da war etwas erschienen, das man mit einem unbekannten Flugobjekt umschreiben konnte.

Was Ernesto alles durch den Kopf schoß, reichte von der Invasion aus dem All bis zu gefährlichen Monstren.

Der Wahrheit kam er kaum auf die Spur.

Das Klopfen ließ ihn zusammenschrecken. An der Tür war es aufgeklungen und hatte sich fordernd und siegessicher angehört.

Wer war da gekommen?

Um die Haustür zu erreichen, mußte Ernesto in den Flur schleichen und dort einige Schritte zurücklegen. Eine Sache weniger Sekunden. Er erreichte auch den Flur. Dort brannte zum Glück noch das Licht. An den dunklen Kleiderhaken schlich er vorbei, passierte auch einen sehr schmalen Schrank und bekam schon die Eingangstür in sein Blickfeld.

Sie zitterte unter den Schlägen.

Ernesto blieb stehen. Wer da Einlaß begehrte, konnte weder der Pfarrer sein noch dieser Engländer. Da mußte jemand dahinter stehen, der…

Er machte nicht mehr weiter. Ihm war aufgefallen, daß unter der

Ritze der Haustür der gleiche fahle Schein gedrungen war, den er auch am Himmel gesehen hatte.

So rötlich und flackernd.

Ernesto schluckte. Erklären konnte er sich die Sache nicht, und er dachte darüber nach, was er noch anstellen sollte. Vielleicht die Tür aufreißen und dem Fremden Einlaß gewähren.

Wer konnte es sein?

Seltsamerweise dachte er dabei an seinen toten Ahnherrn, dessen Stimme er vernommen hatte. Außerdem waren der Pfarrer und Sinclair zum Friedhof gegangen, um da etwas herauszufinden.

War dieser Juan Lazarro vielleicht aus seinem verdammten Grab gestiegen und jetzt gekommen. Wenn ja, wo steckten der Pfarrer und der Mann aus England?

Ernesto hatte von Zombies gehört, gesehen und viel gelesen. Er kannte ihren Trieb und konnte sich gut vorstellen, daß die beiden Männer es auf dem Friedhof nicht geschafft hatten. Die aus dem Grab waren eben immer stärker. Sie kannten keine Gnade.

Und jetzt mußte er an der Tür sein. Er leuchtete sogar.

Ernesto Lazarro war völlig durcheinander. Eigentlich hätte er jetzt verschwinden müssen, doch er brachte es nicht fertig. Das andere war zu stark. Etwa die Begierde?

Wieder erschütterten Schläge die Eingangstür. Diesmal jedoch keine Faust oder Körperhiebe.

Das war etwas anderes.

In Augenhöhe splitterte das Holz. Ein knirschendes Geräusch erklang, in der Tür entstand eine Lücke und durch die Öffnung schob sich die Klinge einer Axt!

Auch so war ein Zombie schon gefährlich genug. Hatte er sich aber bewaffnet, so wurde er zu einem noch schlimmeren Monstrum, das wußte Ernesto genau.

Ein Untoter mit einer Axt!

Es konnte gar nicht anders sein. Dieses Wesen war das Grauen in Reinkultur, obwohl er noch nichts davon gesehen hatte. Wenn es ihm einmal gelang, in das Haus einzudringen, war er als Mensch verloren.

Der nächste Schlag dröhnte gegen die Tür. Ebenso wuchtig wie der erste. Dicht neben der Öffnung traf er. Wieder erklang das Splittern. Die Bohlen zitterten erst, bevor sie auseinanderbrachen, in den Flur fielen und auf den Boden krachten und dann vor die der Tür gegenüberliegende Wand hämmerten.

Und dann kam er ganz!

Lazarro konnte einen Schrei nicht mehr unterdrücken, als er den »Gast« sah. Das war kein Zombie, das war…

Die Tür krachte aus den Angeln, fiel in den Flur, und Ernesto sah die Gestalt zum erstenmal in voller Größe.

Er hatte das Gefühl, inmitten einer märchenhaften, aber sehr gefährlichen Geschichte zu stehen.
Vor ihm stand eine Figur. Der Inka-Henker!

***

Weder der Pater noch ich wußten, ob wir es rechtzeitig genug schafften, das Haus zu erreichen. Jedenfalls hatten wir eine Abkürzung genommen. Vielleicht wäre ich allein besser weggekommen, aber ich mußte mich nach dem Padre richten, einen schon älteren Mann, der mein Tempo einfach nicht mithalten konnte, schon jetzt schwer atmete und sich nur mühsam weiterschleppte.
»Ich kann nicht schneller.«
»Wo ist es denn?«
»Weiter, dann links.«
Ich war für einen Moment stehengeblieben und schaute in die angegebene Richtung. Als Orientierungspunkt hatte ich mir den Kirchturm ausgesucht. Okay, der stand links von mir, aber es führten auch zahlreiche Wege und Pfade dorthin, denn die Lücken zwischen den Häusern konnte man durchaus als Wege bezeichnen.
Die Menschen schliefen. Hin und wieder hatten wir einen Schatten gesehen, auch bellte manchmal ein Hund, oder eine Katze miaute. Ansonsten wirkte der Ort wie ausgestorben.
Der Geistliche legte mir seine Hand auf die Schulter. »Weiter, Señor, gehen Sie.«
Ich lief, und auch der Padre setzte sich in Bewegung. Er wollte unbedingt in meiner Nähe bleiben und rang sich jeden Meter, den wir liefen, förmlich ab.
Ich schaute nie in eine Richtung. Sehr oft blickte ich nach rechts.
Wenn der Zombie erschien, dann aus dieser Ecke, dessen war ich mir sicher.
Wir hörten ihn nicht, aber wir sahen etwas anderes. Dieser Vorgang kündigte sich nicht an. Er war plötzlich da, und der Himmel zeigte einen rötlichen Schein.
Fahl und blaß durchstieß er das Grau des Firmaments. Er war sehr schnell, ich erkannte auch Einzelheiten und teilte sie dem Pfarrer mit.
»Das ist nicht der Zombie.«
Padre Dorio war stehengeblieben. »Nein, Señor, nein, das ist kein Zombie…«
Genau konnte ich den Ankömmling nicht erkennen. Mir gelang es auch nicht, ihn zu identifizieren, aber von der Größe her konnte er mit einem Menschen mithalten.
Und er war schnell. So schnell, daß er unseren Augen entschwand, bevor wir uns auf ihn eingestellt hatten.
Der Geistliche fand als erster die Sprache wieder. »Wissen Sie, wo der

gelandet ist?«
»Im Ort.«
»Genau, Señor, und ich habe das Gefühl, daß er sich in der Nähe der Kirche befindet.«
»Wie auch der Zombie.«
»Vielleicht wollte er ihn treffen«, meinte der Pfarrer.
Ich wußte natürlich nicht, ob das stimmte, wollte die Möglichkeit allerdings nicht ausschließen. »Wir sollten uns beeilen«, sagte ich nur.
Woher der ältere Mann die Energien nahm, wußte ich nicht. Jedenfalls rannte er vor. Diesmal hatte ich sogar Mühe, ihn einzuholen. An der Schulter zog ich ihn zurück. »Überanstrengen Sie sich nicht, Señor. Wir kommen noch früh genug.«
»Ja, ja, ich hoffe es.« Überzeugt klang es nicht. Ich konnte den Pfarrer auch nicht weiter aufhalten, und er stolperte weiter. Sein Atem drang keuchend über die Lippen, der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht. Einen kleinen, mit Katzenköpfen gepflasterten Platz erreichten wir, auf dem der Pfarrer gegen die Mauer eines Brunnens taumelte und sich dort anlehnte, wobei er langsam in die Knie sank.
»Ich kann nicht mehr!« stöhnte er und preßte eine Hand gegen die Brust.
»Bleiben Sie hier. Ich mache das schon.«
»Aber passen Sie auf…«
»Klar.«
Zwar kannte ich das Dorf kaum, doch ein Marktplatz war von der Kirche zumeist nicht weit entfernt. Zum Glück verlief ich mich nicht und gelangte in bekannteres Gelände. Dort stand auch mein Leihwagen, ein kleiner Golf.
Und ich sah den Zombie.
Sein Helm glänzte sogar stärker als bei seinem Ausstieg aus dem Grab. Vielleicht hatte er sich den »Rost« irgendwo abgeschabt. Jedenfalls wankte der Untote genau auf den Eingang des Pfarrhauses zu, das im Schlagschatten der Kirche lag.
Und der Eingang war so gut wie nicht mehr vorhanden. Jemand hatte die Tür aus dem Rahmen gefetzt.
Der Zombie?
Nein, daran konnte ich nicht glauben. Es mußte eine weitere Gestalt geben. Möglicherweise einen zweiten Untoten, der seinem Artgenossen zu Hilfe gekommen war.
Freiwillig jedenfalls war die Tür nicht geöffnet worden. Als ich daran dachte, fiel mir sofort Ernesto Lazarro ein. Er war im Pfarrhaus zurückgeblieben.
Lebte er noch?
Ich bekam Furcht um ihn, lief die letzten Schritte und überquerte den Platz vor dem Pfarrhaus.

An der Tür blieb ich stehen.

Schritte drangen nicht an meine Ohren. Im Haus herrschte eine nahezu gespenstische Stille.

Aber es war jemand darin.

Ich schluckte meine Erregung herunter, es half auch nicht viel.

Weshalb vernahm ich denn nichts? Wenn sich jemand im Innern aufhielt und durch die Zimmer ging, mußte er doch zu hören sein.

Behutsam betrat ich das Gebäude. Zum Glück kannte ich mich darin aus. Der Flur schluckte mich. Ich wußte, wo die Zimmer hier unten lagen. Auf Zehenspitzen bewegte ich mich weiter.

Über die zerstörte Tür stieg ich hinweg. Ich bedachte sie mit einem kurzen Blick und stellte fest, daß sie von einigen Hieben mit einem scharfen Gegenstand zerstört worden war.

Der Zombie besaß so etwas nicht. Also der andere, der vielleicht noch gefährlichere Gegner.

Die Stille hielt auch weiterhin an. Ich passierte den Raum, in dem ich mit dem Pfarrer und dem jungen Lazarro zusammengesessen hatte. Der große dunkle Schreibtisch war nicht zu übersehen, auch nicht Ernesto, der unter dem Möbelstück Deckung gesucht hatte, zur Tür schaute und mich entdeckte.

Er zischte mir etwas zu.

Ich hatte schon weitergehen wollen, blieb nun stehen und schaute ihm entgegen, wie er unter dem Schreibtisch hervorkroch.

An der Tür erwartete ich ihn. Jetzt endlich würde ich mehr über die Vorgänge erfahren.

Mit zitternden Knien kam er näher. Die Furcht leuchtete in seinen Augen. »Señor Sinclair, ein Glück, daß Sie gekommen sind…«

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Das glauben Sie mir nicht!« keuchte er.

»Berichten Sie trotzdem.«

»Da war plötzlich eine lebende Figur. Bewaffnet mit einer Axt und einem Schwert. Sie hat auch die Tür eingeschlagen und ist in das Haus eingedrungen.«

»Und was haben Sie getan?« fragte ich.

»Versteckt habe ich mich. Ich konnte einfach nicht zusehen. Ich habe mich verkrochen. So feige war ich.«

»Das war nicht feige, sondern vernünftig«, erwiderte ich. »Ist dieser Unbekannte allein gekommen?«

»Ja…«

Ich zweifelte. »Befindet sich kein anderer außer uns dreien noch in diesem Haus?«

»Doch, da war noch jemand. Ich habe ihn nicht gesehen, nur gehört. Er kam, nachdem ich mich schon verkrochen hatte. Ich konnte nur seine Schritte hören. Sie klangen so schwer, so monoton. Wie bei

einem ferngesteuerten Roboter, wenn Sie verstehen?«

»Ja, das begreife ich. Es war ein Zombie, und zwar jemand, der Ihren Namen trägt.«

Der junge Mann erschrak. »Sagen Sie nur nicht, dieser Juan Lazarro aus dem Grab.«

»Doch, er war es.«

Ernesto verdrehte die Augen. Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, gleich einen Bewußtlosen vor mir zu sehen, das geschah nicht. Er wankte zwar zurück, es gelang ihm jedoch, sich an einem Bücherregal abzustützen. Nur war er noch bleicher geworden.

»Ich weiß, daß es Ihnen schwerfällt, so etwas zu glauben«, sagte ich. »Aber es ist eine Tatsache.«

»Dann… dann ist er aufgestanden?«

»Genau.«

»Und wie sah er aus?«

»Er war kaum verwest und trug noch seine Uniform, in der man ihn begraben hat.«

»Aber was sucht er hier?«

Ich hob meine Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Möglicherweise diese Statue, die Sie gesehen haben. Alles ist doch drin – oder?«

»Ja, jetzt glaube ich es auch…« Ernesto schüttelte den Kopf und schlug dabei seine Hände vor das Gesicht. Er redete trotzdem weiter. Ich unterbrach ihn und erklärte, daß ich nach oben gehen wollte.

Seine Hände sanken nach unten. »Was wollen Sie dort? Sich den beiden stellen?«

»So ungefähr.«

»Das ist lebensge…«

Weiter kam er nicht. Wie auch der junge Mann hatte ich ebenfalls den berstenden Krach vernommen, der über uns entstanden war.

»Am Dach!« schrie Ernesto. »Das muß da einfach gewesen sein.«

Dem Krachen folgte ein Poltern. Wahrscheinlich waren die Dinge wieder zurückgefallen, die zerstört worden waren.

Ich hatte es plötzlich eilig, jagte aus dem Pfarrhaus, wäre fast über die nach innen gefallene Tür gestolpert und blieb vor dem Haus stehen. Dachziegel und Gebälk lagen auf dem Boden. Eine unerklärliche Gewalt mußte alles losgerissen haben, hatte es in die Luft geschleudert, bevor die Dinge wieder auf den Erdboden krachten.

Das alles war für mich zweitrangig. Ich bekam auch nur am Rande mit, wie sich ein ängstlicher Ernesto Lazarro aus dem Türrechteck löste und mit zögernden Schritten näher kam.

Ich schaute in den Himmel.

Über mir, dem Haus und auch den Bäumen schwebte eine Gestalt. Starr, unbeweglich, als würde sie dort festhängen. Sie war tatsächlich

eine Statue oder Figur.
In der rechten Hand sah ich die Axt. Mit der linken hielt sie eine Person so am Kragen oder im Nacken gepackt, wie man ein Kaninchen anfaßt.
Es war der Zombie!

***

Was sehr selten vorkam, trat nun ein. Ich stand auf dem Fleck, staunte, denn mir hatte es einfach die Sprache verschlagen. Dafür flüsterte Ernesto. Leider konnte ich nicht verstehen, was er von sich gab. Er schaute ebenso wie ich in die Höhe, und sein Mund stand dabei noch offen.
Die Statue hatte sich den Untoten geholt. Weshalb? Aus welchem Grund waren die beiden Feinde.
Bei Helligkeit hätte ich sie besser sehen können. Dennoch kam mir die Figur so vor, als würde sie eine in der Mitte gegürtete Mönchskutte tragen.
Sollte es sich bei ihr tatsächlich um einen Mönch handeln? Oder um eine lebende Heiligenfigur?
Vielleicht wußte Ernesto etwas. Ich mußte die Frage zweimal stellen, um ihn aus seiner Lethargie zu reißen. Er schüttelte nur den Kopf. Also wußte er auch keinen Bescheid.
Was hatte die Figur mit dem Zombie vor? Er zappelte in ihrem Griff. Wie er die Arme und Beine bewegte, war fast schon lächerlich.
Der andere ließ nicht los. Er diktierte hier und fürchtete sich auch nicht vor einer lebenden Leiche. Demnach mußte er noch stärker sein. Ich war gespannt darauf, was weiterhin passierte, denn ewig würden die beiden dort nicht bleiben.
Schon bald änderte sich das Bild.
Die lebende Figur, die tatsächlich noch mit beiden Füßen auf einem Sockel stand, schüttelte sich, als hätte sie etwas Unangenehmes erfahren. Dann hob sie den linken Arm mit ihrem Beutezombie an, stieß ihn in der gleichen Sekunde wieder nach vorn und schleuderte den Untoten in die Tiefe.
Es war ein groteskes Bild, denn der Zombie bewegte sich dabei wie ein Fallschirmspringer. Es sah so aus, als würde er seinen Goldhelm verlieren.
Genau in dem Augenblick, als der Zombie mit einem dumpfen Krach zu Boden geschmettert wurde.
Es war ein Schlag, der einen Menschen sicherlich getötet hätte.
Eine lebende Leiche konnte man auf diese Art und Weise nicht umbringen, das wußte ich.
Es schien trotzdem so, als wollte sich der jahrhundertealte Zombie nicht mehr erheben. Er blieb einfach liegen, platt und mit

ausgebreiteten Armen und Beinen, auch ohne einen Laut von sich zu geben.

»Ist der erledigt?« hörte ich Ernestos Flüstern.

»Nein, der nicht.«

Ich hatte den Satz kaum beendet, als der Zombie bereits reagierte.

Arme und Beine winkelte er zur gleichen Zeit an, bevor er sich abstemmte und langsam in die Höhe drückte.

»Verdammt, der macht weiter!« Ernesto war außer sich und erregt. Er erlebte diesen Vorgang zum erstenmal. Ich hatte ja meine Erfahrungen mit lebenden Leichen gesammelt.

Auf die Knie war er gekommen. Ich selbst kam mir vor wie als Zuschauer bei einem Theaterstück, wobei der Platz vor dem Pfarrhaus die eigentliche Bühne darstellte.

Der Zombie bewegte den Kopf und reckte den Oberkörper in die Höhe, wobei er noch den Rücken durchbog und in einer knienden Haltung bewegungslos verharrte.

Weshalb er dies tat, wußte ich auch nicht zu sagen, jedenfalls schien diese Haltung von der Figur gewollt zu sein, denn sie blieb nicht mehr an ihrem Platz.

Einen lautlosen Bogen schlagend und dabei immer schwebend setzte sich die Statue in Bewegung. Sie drehte uns für einen Moment den Rücken zu. Ich hörte Ernestos Stimme. »Das ist unwahrscheinlich. Mein Gott, das gibt es doch nicht.« Er stand da und hatte die Hände geballt.

Ich ließ die Figur nicht aus dem Blick und hatte wohl gesehen, daß sie den rechten Arm bewegte. Als sie sich drehte und ich sie anschauen konnte, sah ich auch, was geschehen war.

Die Statue hatte ihr Schwert gezogen.

Jetzt war sie doppelt bewaffnet.

Und plötzlich wurde sie schnell. Wir vernahmen sogar das Fauchen, als hinter ihr die Luft zusammenschlug und sich für einen Moment der rötliche Schein bildete, der ihren Weg in die Tiefe begleitete.

Sie nahm den direkten Weg zum Ziel, berührte den Boden und stand in der Nähe des Zombies.

Der hob seinen Schädel.

»Gerufen!« hörte ich ihn sprechen. »Du hast mich gerufen. Ich bin gekommen…«

Die Statue sprach nicht. Dafür tat sie etwas anderes, das selbst mich überraschte.

Sie hob den rechten Arm und ließ die Klinge im nächsten Augenblick schräg von oben nach unten sausen.

Ein Volltreffer!

Den Schlag hörten wir nicht. Wir sahen nur mehr die Folgen dieses mörderischen Hiebes.

Der Kopf des Zombies machte sich plötzlich selbständig, flog einige Meter und krachte zu Boden.

Wir hatten einer Hinrichtung zugesehen, ohne eingreifen zu können!

Der schaurige Anblick des kopflosen Körpers blieb uns auch weiterhin erhalten, denn der Zombie vor uns kippte einfach nicht um.

Ohne Kopf blieb er knien.

Der Helm hatte sich bei dem Aufprall zwar nicht gelöst, er war nur verrutscht. Er hing schräg auf dem Kopf und wirkte irgendwie lächerlich.

Ich hatte noch immer das Sausen der Klinge im Ohr, als sie herumfuhr. Diesmal nicht schnell, eher gemächlich, wie jemand, der sich seiner Sache sicher ist. Das Schwert behielt sie in der Hand. Die Spitze der Klinge wies schräg zu Boden.

Die Entfernung zwischen uns betrug nicht mehr als zwei Körperlängen. Trotz der miesen Lichtverhältnisse gelang es mir, sie eingehend zu betrachten.

Mich interessierte vor allen Dingen das Gesicht.

Irgendwie besaß es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Eisernen Engel. Es hatte etwas Götterhaftes an sich, als wäre es ein Wesen, das über allem schwebt. Die steinernen Haare umrahmten das schmale Gesicht in Wellenform, der Mund war geschlossen, und die Farbe der Augenkonnte ich ebenfalls nicht erkennen, da das unbekannte Wesen seine Lider zur Hälfte nach unten gedrückt hatte.

Wer war sie?

»Ich… ich kenne sie nicht.« Die Worte stieß Ernesto Lazarro aus.

Es war zu hören, unter welch einem innerlichen Druck dieser junge Mann stand.

Die Statue konnte kämpfen und töten, das hatte sie uns bewiesen, aber konnte sie auch reden?

Ich machte die Probe aufs Exempel und sprach sie kurzerhand an.

»Wer bist du?«

Eigentlich hatte ich mit keiner Antwort gerechnet, daß ich trotzdem eine bekam, überraschte mich. »Ich bin der Henker!«

Sie redete sogar spanisch. Da ich das relativ gut beherrschte, verstand ich ihn.

»Welcher Henker?«

»Der Henker der Inkas. Sie haben mich verehrt. Ich habe die Bestrafungen durchgeführt und sie auch gegen ihre Feinde beschützt. Ich war es auch, der Lazarro, den Mörder und Schänder, tötete, aber ich habe ihn nicht richtig erwischt. Ich mußte ihm deshalb den Kopf abschlagen, denn noch stand er unter meinem Bann. Davon wußten nur wir. Sie haben uns in ein anderes Land gebracht. Er wurde begraben, ich geriet ebenfalls nach einigen Jahren in Vergessenheit. Bei Plünderungen warf man mich fort, weil ich nicht mit Edelsteinen

und Gold behangen war. Aber die anderen ahnten nicht, wer ich bin und daß meine Rache ewig dauern wird. Ich mußte ihn töten, wie gesagt, er stand noch unter meinem Bann, so habe ich ihn gerufen, und er ist gekommen. Alle Lazarros haben meinen Ruf empfangen und werden kommen. Alle…«

»Du willst sie vernichten?«

»Ja, sie haben Unrecht auf sich geladen und großes Leid über ein wunderbares Volk gebracht.«

Allmählich begriff ich. Trotzdem mußte ich ihn weiterhin fragen.

»Ich habe auch versucht, den Zombie zu stoppen und ihm ein Kreuz gezeigt. Es wirkte nicht. Weshalb?«

Für einen Augenblick verzog die Statue das Gesicht zu einem wissenden Lächeln. »Ihn trieb eine andere Kraft und eine andere Magie an«, erwiderte er. »Die gleiche Magie, die auch bei mir der Motor ist.«

»Und wie heißt die?«

Er zögerte mit der Antwort. Als er sie gab, wurde ich davon überrascht.

»Atlantis«, sagte er dumpf.

***

Da hatten wir es!

Urplötzlich war ich wieder mit dem längst versunkenen Kontinent konfrontiert worden. Über 10 000 Jahre lag es zurück, und die Reste dieses Landes, die noch übriggeblieben waren, schienen sich konzentriert zu haben, denn immer öfter hatte ich feststellen müssen, daß einiges aus dem versunkenen Kontinent überlebt hatte.

Wie dieser Henker.

Ein Atlanter war der Henker der Inkas gewesen. Kaum zu fassen.

Ich hatte ihn vorhin mit dem Eisernen Engel verglichen und mußte nun feststellen, daß dieser Vergleich gar nicht so weit hergeholt war.

Die beiden ähnelten sich wirklich, zudem stammten sie noch von einem Kontinent ab.

Aber wie war dieser Henker zu den Inkas gekommen? Das interessierte mich sehr. Da er mich verstand, stellte ich die diesbezügliche Frage.

»Ich kam von den Sternen. Ich gehörte zu den Göttern, die von den Inkas verehrt worden sind, deren Ankunft sie in Stein meißelten, als Botschaften für Menschen, die nach ihnen kamen. Aber diese Menschen hörten oder wollten nicht hören. Sie lachten über die Zeichnungen. Hätten sie sich die Mühe gemacht, sie genauer anzuschauen, so hätten sie mich längst erkennen müssen, da auch ich dort verewigt bin. Ich kam zu ihnen, sie verehrten mich als Gott, doch das wollte ich nicht. Ich merkte, daß sie einen Henker benötigten und

stellte mich zur Verfügung. Gern übernahm ich das Amt, denn schon in meiner Heimat hatte ich zu kämpfen gelernt. Ich befand mich tief in ihrem Tempel, versteckt in einer Kammer, zu der nur Auserwählte Zutritt hatten, aber keine Fremden. Doch dann kamen sie, raubten, mordeten und plünderten. Sie zerstörten vieles, töteten die Menschen, und es war ein Juan Lazarro, der mich fand und mich mitnehmen wollte. Ich tötete ihn, aber ich schlug ihm nicht den Schädel ab. Durch meine Berührung war er auch mit meiner Magie verwachsen, das heißt, er mußte mir einfach gehorchen.«

»Und du hast ihn zurückgeholt?« fragte ich.

»Ja, ich wollte ihn noch töten. Seine Vernichtung soll der Neubeginn für mich sein.«

Auf den letzten Satz hatte ich sehr genau geachtet. »Soll das heißen, daß du dein Amt wieder aufnehmen willst?«

»So ist es.«

»Und wen willst du jetzt vernichten?«

»Alle Lazarros. Mit dieser Familie beginne ich. Außerdem habe ich mir die Namen der Konquistadores gemerkt, die am schlimmsten im Reich der Inka gewütet haben. Ich hole mir ihre Nachkommen und werde sie durch meine Waffen vernichten. Die Axt und das Schwert sind bereit. Wer mich zu stoppen versucht, spielt mit seinem Leben. Ich will nur Gerechtigkeit.«

Scharf lachte ich auf. »In dieser Zeit und dieser Welt gibt es andere Gesetze und auch eine andere Gerechtigkeit. Hier wird niemand getötet. Hast du verstanden?«

»Ich werde meinen Weg gehen!«

Das klang verdammt entschlossen. Er hatte gesagt, was gesagt werden mußte. Stille hatte sich über dem Platz vor dem Pfarrhaus ausgebreitet. Ich schaute in die Dunkelheit und sah die Menschen, die sich versammelt hatten. Der Krach des zerstörten Dachs mußte sie aus ihrem Schlaf geschreckt haben.

Unter den Zuschauern entdeckte ich auch den Pfarrer, der sich nun in Bewegung setzte und eine Hand ausstreckte, bevor er auf die Figur zuging. »Nein!« rief er. »Nein, du Abbild des Teufels, du Diener des Bösen. Keinen wirst du mehr töten!« Er hatte sein schlicht wirkendes Holzkreuz in die rechte Hand genommen und hielt es dem Henker aus dem Inkareich entgegen.

Das konnte nicht gutgehen. Der Padre überschätzte sich und seine Kräfte.

Zum Glück konzentrierte sich der Henker noch auf ihn und nicht auf Ernesto Lazarro.

»Verstecken Sie sich!« flüsterte ich dem jungen Mann zu. »Und kommen Sie erst wieder, wenn der Henker verschwunden ist oder ich mit ihm fertig bin.«

Zum Glück war er einsichtig. Dieser Henker hatte die treffenden Worte gesprochen.

So leise wie möglich zog er sich zurück.

Ich atmete auf und konnte mich nun um den Pfarrer kümmern, der keine Angst zeigte und auf den Inka-Henker zuschritt.

Wie sollte ich ihn besiegen?

Mein Bumerang, der es möglicherweise geschafft hätte, lag im Wagen. Der Golf parkte zwar in der Nähe, aber noch immer zu weit entfernt. Ich würde zu viel Zeit verlieren.

»Bleiben Sie stehen, Padre!« rief ich.

»Nein, ich muß ihn…«

Da der Mann nicht zu belehren war, mußte ich ihn eben zu seinem Glück zwingen und startete. Von der Seite her lief ich auf ihn zu, packte ihn und drängte ihn zurück.

»Beten Sie«, sagte ich, »mehr können Sie nicht tun!« Eine Antwort wartete ich nicht ab, denn ich drehte mich um und stellte mich so dem Inka-Henker.

Diesmal hatte er seine Augen offen. Meinem Blick wich er nicht aus. Ich konnte sehen, daß die Pupillen überhaupt die ganzen Augen aus einer grauen, manchmal silbrig schimmernden Masse bestanden, in der es flimmerte und gleißte.

»Geh weg!« sprach ich ihn an. »Deine Zeit ist längst um. Atlantis gibt es nicht mehr…«

»Ich habe überlebt.«

»Das weiß ich«, sagte ich. »Aber du bist nicht der einzige, der den Untergang überlebte. Ich kenne noch einige. Myxin, Kara und auch den Eisernen Engel…«

Bei der Erwähnung des letzten Namens hob er die Hand mit seiner Axt, so daß ich das Gefühl bekam, als wollte er die Waffe auf mich zuschleudern, doch es war nur eine Geste der Überraschung, daß er so reagierte.

»Der Eiserne?«

»Ja, er ist mein Freund!«

»Er kann nicht dein Freund sein!« widersprach er mir heftig, »denn er ist Atlanter.«

»Auch damals gab es Böse und Gute«, erwiderte ich. »Das weißt du sehr genau.«

»Aber die Menschen…«

»Hör mit den Menschen auf! Sie haben dir nichts getan. Und auch die nicht, die du töten willst. Geh wieder fort. Geh!«

Er schaute mich an. Ich wußte, daß es entscheidende Sekunden waren. Wenn er nicht gehorchte und sich gegen mich stellte, mein Gott, ich hatte keine Ahnung, was ich gegen ihn noch unternehmen sollte. Mit meiner Beretta und dem Kreuz kam ich gegen ihn nicht an.

Er war ein Atlanter und gefeit gegen diese Waffen. Selbst Hesekiel, der Erschaffer meines Kreuzes und der große Prophet, hatte nicht daran gedacht, Abwehrbanner gegen eine schwarzmagische atlantische Magie in das Kreuz einzuritzen. Vielleicht hatte er auch davon nichts gewußt.

Noch hatte sich der Henker nicht entschieden. Mit jeder vergehenden Sekunde stieg die Spannung. Würde er auch merken, daß sich ein gewisser Ernesto Lazarro zurückgezogen hatte?

Ich hoffte es nicht.

Er veränderte die Blickrichtung und schaute auf den Zombie. Seltsamerweise war der Torso noch nicht umgefallen. Er kniete nach wie vor ohne Kopf. Ein schauriges Bild.

Auch die Zuschauer schwiegen. Jeder spürte die Spannung, die zwischen uns beiden so unterschiedlichen Wesen herrschte.

Der Inka-Henker bewegte sich. Beinahe lässig trat er zur Seite undschritt auf den Torso zu und kickte gegen den Kopflosen, der sofort umfiel.

Er schlug auf die Seite und blieb liegen. Dies war auch ein Startsignal für den Henker. Vor unseren Augen schwebte er in die Höhe.

Kurz bevor er das Dach erreicht hatte, verharrte er. »Ihr seid keine Lazarros«, sagte er, »und ich bin kein Mörder, wie die es sind. Aber wenn ihr mich behindert, werde ich euch töten…«

Einen Lidschlag später jagte er, einen rötlichen kometenhaften Streifen hinter sich herziehend, davon…

***

Die Stille auf dem Platz vor dem Pfarrhaus währte nur mehr Sekunden. Dann brach sie zusammen. Ein jeder wollte reden, und alle schrieen durcheinander. Die Menschen liefen von allen Seiten auf mich zu, umringten mich, und ich schaute in die fremden, ängstlichen, aber auch glücklichen Gesichter. Ich hörte Sätze wie »Das verdanken wir Ihnen, Señor«, und schüttelte den Kopf.

»Nein, so ist das nicht. Hätte er nicht eine Aufgabe gehabt, wäre er bestimmt…« Ich gab es auf. Es hatte keinen Sinn, gegen diesen Lärm anzubrüllen.

Der Pfarrer bahnte sich einen Weg durch die Menge. Er schrie die Leute dabei an und wollte, daß sie zurück in ihre Häuser gingen, das taten sie nicht.

So mancher, der endlich Mut gefaßt hatte, trat näher an den Schädel und den Torso heran. Man betrachtete ihn mit scheuen Blicken und bekam auch eine Gänsehaut.

Endlich hatte mich der Pfarrer erreicht. »Gehen wir in mein Haus, Señor Sinclair…«

Das hatte ich auch vorschlagen wollen und folgte dem Pfarrer auf

dem Fuß. Leider konnten wir die Tür nicht schließen. Der Geistliche blieb im offenen Rechteck stehen und verbat sich mit lauter Stimme jeglichen Besuch. »So«, sagte er zu mir, »das wird hoffentlich reichen.«

Ich hatte andere Sorgen, denn der junge Lazarro war nach wie vor verschwunden.

Wo konnte er stecken?

»Haben Sie Ernesto gesehen?« fragte ich den Pfarrer.

»Ja, er lief ins Haus.«

Ich war beruhigt. Laut rief ich seinen Namen. Wir bekamen auch eine Antwort. Sie hörte sich weit entfernt an. Der Pfarrer wußte Bescheid. »Er steckt im Keller.«

»Sie können rauskommen, Ernesto!« rief ich laut. »Es ist vorbei. Der Henker ist verschwunden.«

Wir vernahmen aus dem Keller Geräusche. Wahrscheinlich räumte der gute Ernesto noch eine Deckung beiseite. Als Schritte erklangen, war er schon fast oben.

Der Padre ging ihm entgegen. Er lächelte, weil er seinem Schützling Mut machen wollte. »Es ist überstanden, Ernesto. Wir können zufrieden sein.«

Furchtsam schaute sich der andere um. So ganz traute er dem Braten nicht. »Ist er tatsächlich weg?«

»Natürlich.«

»Mir fällt ein Stein vom Herzen!« flüsterte der Spanier. »Ich hatte schon mit dem Leben abgeschlossen.«

Lächelnd winkte ich ab. »So schnell stirbt man nicht.«

»Aber wenn man Lazarro heißt, sieht die Sache wohl anders aus.«

Da hatte er des Pudels Kern getroffen. Der Name Lazarro bürgt für einen sicheren Tod, das hatten wir bei dem Zombie erlebt, den es nun endgültig erwischt hatte.

»Wie groß ist Ihre Verwandtschaft?« fragte ich.

Ernesto zählte sie an den Fingern auf. Nur die Erwachsenen, aber nicht die angeheirateten.

Ich wurde blaß und blasser.

»Zwölf?« fragte ich.

»Ja.«

»Und wo wohnen diese Leute?«

»In Spanien, Südamerika, manche in Frankreich. Aber die meisten in Spanien, Señor.«

»Leider nicht in einer Stadt – oder?«

»Nein, übers Land verteilt.«

Ich schaute den Padre an. Er sah mir ins Gesicht und schüttelte dabei den Kopf. »Da werden Sie wohl keine Chance haben, Señor Sinclair. Sie können nicht überall zur gleichen Zeit hinfahren oder -fliegen.« Er hob die Schultern. »Damit habe ich auch nicht gerechnet«, flüsterte er.

Ich ebenfalls nicht. Meine Lippen wurden schmal, als ich sie zusammenpreßte. Scharf dachte ich über das Gehörte nach. Wie so oft schon versuchte ich, mich in die Lage meines Gegners hineinzuversetzen. Wie hätte ich reagiert, wäre ich der Inka-Henker gewesen?

Ich hätte mir zuerst denjenigen vorgeknöpft, der am nächsten wohnte. Natürlich, das war es.

Ich wandte mich an Ernesto. »Jetzt hören Sie mir genau zu. Überlegen Sie gut. Wer von Ihren Verwandten wohnt am nächsten?«

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Das ist Jaime Lazarro. Er lebt in Barcelona und ist der Polizeipräfekt…«

»Das ist doch etwas«, sagte ich. Jaime Lazarro war es auch gewesen, der sich mit Sir James in Verbindung gesetzt hatte.

»Und seine Anschrift?« fragte ich.

Ich bekam sie und prägte sie mir ein.

Der Padre deutete auf das Telefon. »Wir sollten ihm zumindest Bescheid geben, damit er sich darauf einstellen kann. Weißt du die Telefonnummer, Ernesto?«

»Sicher.«

»Dann ruf ihn an.«

Der junge Mann war noch immer leichenblaß, als er den Hörer abhob. Seine Finger zitterten. Mühsam nur traf er die richtigen Zahlen. Es tutete ein paarmal durch, dann wurde abgehoben. Selbst der Pfarrer und ich, wo wir ein wenig entfernt standen, hörten den Lärm aus dem Hörer schallen. Da lief bestimmt ein Fest oder eine Party.

Ernesto mußte schreien, um sich verständlich zu machen. Er regte sich schrecklich auf, bis er, vor Wut rot im Gesicht, den Hörer zurückschmetterte.

»Er ist angeblich nicht erreichbar.«

»Wieso?«

Ernesto schaute mich an. »Die feiern da ein Fest. Mein Onkel wird heute, nein, morgen 50 Jahre. Wir haben ja schon heute. Die haben durchgefeiert.« Er war durcheinander. »Jedenfalls konnte ihn keiner finden. Ich soll in einer halben Stunde noch einmal anrufen, wenn die große Gratulationstour vorbei ist.«

»Dann ist es zu spät«, sagte ich.

Ernesto nickte heftig. »Das meine ich auch.« Er schlug mit der Faust gegen die Wand. »Diese verdammten Ignoranten. Die sind verrückt, die sind nicht zu belehren…«

»Fahren Sie lieber hin«, schlug der Geistliche vor.

»Das will ich auch.« Ich schlug Ernesto auf die Schulter. »Kommen Sie mit. Zeigen Sie mir wenigstens den Weg. Ich kenne mich in Barcelona nicht aus.«

»Natürlich, ich bin dabei.«

»Sie werden sich später wieder verstecken müssen. Den Rest hoffe ich erledigen zu können.«

Wir gingen. Als letzter Eindruck blieb die Gestalt des Pfarrers haften, der die Hände gefaltet hatte und uns sein Gebet mit auf den beschwerlichen Weg gab…

***

Wir hätten natürlich die normale Küstenstraße nehmen können, das aber wollte mein Begleiter nicht. Er war hier geboren, kannte sich aus und plädierte für eine Abkürzung.

Ich war froh, den Golf genommen zu haben. Der kleine Wagen war sehr wendig. Er nahm auch die oftmals halsbrecherisch anmutenden Kurven gut und sicher. Er reagierte nur unwillig, wenn die Querrillen zu tief wurden.

Manchmal konnte ich das Meer sehen. Es lag dann links von uns.

Eine gewaltige dunkle Fläche, auf der hin und wieder die übereinanderlaufenden und spritzenden Wellen Schaumkronen schufen.

Bei Tag sicherlich ein herrlicher Anblick. Jetzt stand mir nicht der Sinn danach.

An die Rechtsfahrweise hatte ich mich rasch gewöhnt. Außerdem kam uns niemand entgegen. Nur auf der Küstenstraße sahen wir, wenn sie in unser Blickfeld geriet, ab und zu die Scheinwerfer eines fahrenden Automobils.

Ernesto Lazarro hatte kaum ein Wort gesprochen. Angeschnallt saß er wie eine Puppe auf dem Beifahrersitz, hatte die Hände auf die Oberschenkel gelegt und stierte vor sich hin. Ich ahnte, worum sich seine Gedanken drehten. Deshalb stellte ich keine Fragen, die ihn nur noch mehr aufgewühlt hätten.

Nur wenn ich mich erkundigte, ob der Weg noch der richtige war, nickte er kurz.

Ich hatte, zusammen mit den ändern, erleben können, wie schnell unser Gegner war. Zog ich dies in Betracht, so war es eigentlich unmöglich, noch etwas zu erreichen.

Der war immer vor uns da.

Eine gewisse Trockenheit verspürte ich in meinem Hals. Ich hätte mir den Eisernen Engel an die Seite gewünscht. Er wußte bestimmt, wie er gegen dieses Wesen angehen mußte.

Doch der Engel war weit weg. Zudem litt er noch immer an dem Verlust seines magischen Pendels. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er sogar sterben wollte, weil er keinen Sinn mehr in seinen Kämpfen gegen das Böse aus dem alten Atlantis sah.

Daß die Inkas und Atlantis praktisch Verbindung gehabt hatten, war

mir bis heute unbekannt gewesen. Dennoch sah ich keinen Grund, dem Henker nicht zu glauben. Im Laufe der Zeit erlebt man eben immer neue Überraschungen. Sicherlich hielt die andere Seite noch weitere auf Lager.

Manchmal schüttelte Ernesto den Kopf. Auch sein Leben hatte sich schlagartig geändert. Er war mit Dingen konfrontiert worden, von denen er früher nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

»Nehmen Sie es nicht so tragisch«, riet ich ihm. »Irgendwie kriegen wir alles wieder in die Reihe.«

»Das sagen Sie so einfach.«

»Auch der Inka-Henker ist nicht allmächtig.«

»So kam er mir fast vor. Denken Sie nur an die Geschwindigkeit. Außerdem frage ich mich, wo er herkommt.« Ernesto lachte. »Der kann doch nicht aus dem Weltall so einfach auftauchen.«

»Ich werde es herausfinden.«

»Sie haben sich wenigstens noch Ihren Optimismus bewahrt, Señor Sinclair. Ich werde noch einmal daran verzweifeln.«

»Das sollte man nicht, solange man noch lebt.«

»Können Sie mir eine Fortsetzung meines Lebens garantieren?«

»Das kann ich natürlich nicht, aber wir können alles versuchen, um unser Leben zu verlängern. Das ist jeden Einsatz wert.«

»Gut haben Sie das gesagt.« Die Antwort klang wenig überzeugt.

Ich konnte den jungen Spanier gut verstehen. Ich an seiner Stelle hätte nicht anders gehandelt.

Vor uns hatte sich der dunkle Himmel erhellt. Das lag nicht etwa an den Gestirnen, sondern am Widerschein der Großstadtlichter, die ihren geisterhaften Schein über die graue Fläche des Firmaments verteilten. Es war ein wunderbarer Ausblick, den ich gern länger genossen hätte, doch wir hatten es eilig.

»Ab jetzt geht es talwärts«, klärte mich mein ortskundiger Beifahrer auf.

Ich ging etwas vorsichtiger mit dem Gas um. Dabei wußte ich auch, daß wir bald die Küstenstraße erreichten und auf ihr den letzten Rest der Strecke fuhren.

Ich konzentrierte mich auf die Straße. Die ferne Umgebung war für mich uninteressant.

Dafür hatte sich der junge Spanier umgeschaut. Sein leiser Aufschrei ließ mich zusammenzucken. Fast hätte ich den Motor noch abgewürgt.
»Was haben Sie denn?«

Er wischte über seine Augen. »Ich… ich … glaube, da einen Schein entdeckt zu haben.«

»Den sehe ich auch.«

»Nein, einen rötlichen!«

Die Antwort gab mir zu denken. Er konnte recht, ich mich aber auch

getäuscht haben. Ich schaute jetzt ebenfalls nach vorn und in die Höhe, sah den Schein jedoch nicht.

»Jetzt ist er wieder verschwunden«, murmelte der Spanier undschüttelte den Kopf.

»Wo haben Sie ihn denn gesehen. Über Barcelona?«

»Nein, noch vor der Stadt. Das ist es ja, was mich bedrückt. Der will sein Versprechen wahrmachen, Señor. Er hat gesagt, daß er alle Lazarros auslöschen will, und ich bin einer von denen.«

»Dann hätte er Sie schon längst getötet.«

»Das tröstet mich auch nicht.«

Er war wieder nervöser geworden. Auch mich hatten seine Bemerkungen unruhig gemacht. Es war durchaus möglich, daß uns der unheimliche Inka-Henker verfolgte.

Diese Gedankengänge behielt ich natürlich für mich. Ich wollte meinen Beifahrer auf keinen Fall beunruhigen. Außerdem wurde die Strecke schwieriger, gespickt mit Serpentinen. Weit unten sah ich bereits das grau schimmernde Band der Küstenstraße.

***

Aus dem Nichts und schnell wie ein Blitz schlug das Grauen zu. Der Horror erwischte mich voll, und mir wurde wieder einmal demonstriert, wie mächtig meine Gegner waren.

Den roten Schein hatte ich noch erkennen können. Um jedoch zu reagieren, war es zu spät.

Der Wagen bekam einen Stoß, der sich von seinem Dach her fortpflanzte. Ich hatte Mühe, ihn in der Spur zu halten, während sich mein Beifahrer halb drehte und auch in die Höhe schaute.

Das war sein Verderben.

Grausam schlug der Inka-Henker zu.

Den dumpfen und gleichzeitig knirschenden Laut bekam ich noch mit. Vielleicht sah ich auch die Axt, das Unheil an sich konnte ich nicht mehr aufhalten.

Das tödliche Werkzeug traf voll.

Ich hörte nicht einmal einen Schrei, sah dafür das Blut und bekam auch mit, wie der junge Mann neben mir langsam nach vorn kippte.

Er war tot.

Die Axt in seinem Nacken!

Der Schrecken war wie eine Woge, die über mir zusammenschlug.

Ich konnte es nicht fassen, schrie, glaubte zu träumen und merkte, daß ich in diesen Augenblicken die Kontrolle über den Golf verloren hatte. Zwar rollten wir noch immer, aber nicht mehr auf dem schmalen Pfad, sondern waren nach links abgedriftet und fuhren jetzt schräg in das unebene und hügelige Vorgebirgsgelände hinein, wo der kleine Golf durchgeschüttelt wurde, als stünde er auf einem Sieb.

Ich schwankte im Gurt, trat auf die Bremse, vielleicht war es verkehrt, jedenfalls rutschte der Wagen auf dem vom letzten Regen seifig gewordenen Boden weiter, sprang über Querrillen hinweg, stellte sich auch schräg, drehte sich dann, fuhr weiter, rammte mit dem linken Vorderrad einen im Weg liegenden Felsbrocken, dessen untere Hälfte noch in der Erde steckte, kippte wieder nach vorn, schlug mit der Schnauze irgendwo auf, wurde nach rechts herumgeschleudert, wobei ich mir vorkam wie eine Puppe, der man die Hände an das Lenkrad genagelt hatte.

Ich war blaß geworden, fühlte mich regelrecht blutleer und zitterte, während der tote Ernesto in seinem Sitz von einer Seite auf die andere geworfen wurde und mich auch ab und zu berührte.

Die Fahrt ging weiter. Sogar noch schneller, denn der Hang war relativ steil.

Ich bekam auch mit, daß wir von dem rötlichen Licht verfolgt wurden, da es durch die Fensterscheiben in das Innere des Golfs drang und dort alles ausfüllte.

Und dann sah ich die Böschung. Im Licht der Scheinwerfer schien ihre gerade Linie zu tanzen und wellig zu werden. Es hatte keinen Sinn, ich bekam den Wagen nicht vor ihr zum Stehen.

Wir rutschten drüber.

Für einen winzigen Moment schwebten wir in der Luft, bevor sich der Golf irgendwie schwerfällig nach vorn neigte, mit der Kühlerschnauze Kontakt bekam, sich mit dem Heck senkrecht aufrichtete und sich langsam auf die rechte Seite legte, wo der Tote ebenso wie ich durchgeschüttelt wurde.

Der Aufschlag fuhr mir auch durch alle Knochen. Ich hörte es knirschen und splittern, dann wehte mir kühler Wind entgegen, und der machte mich irgendwie munter.

Aber ich lag auf der Seite und kam so einfach nicht los. Es gelang mir zunächst einmal nicht, das Gurtschloß zu ertasten, aber unser Gegner besaß Bewegungsfreiheit.

Ich sah ihn, als ich meinen Kopf und auch die Augen verdrehte.

Er war neben dem zersplitterten Beifahrerfenster erschienen und griff mit einem Arm durch die Lücke.

Die Statue wollte die Axt!

Fünf Finger schlug sie um den Griff und riß die Waffe mit einem Ruck aus dem Körper des Toten.

Gleichzeitig hörte ich die Stimme des Henkers. »Ich habe versprochen, daß mir keiner entgeht. Und dieses Versprechen werde ich auch halten. Geh zurück, Fremder, kümmere dich nicht um meine Rache! Sonst wirst du ebenso vernichtet!«

Mehr sagte er nicht. Dafür wurde der Schein für einen Moment intensiver, bevor er davonhuschte und von mir überhaupt nicht mehr

gesehen werden konnte.

Passiert war mir nichts. Zum Glück hatte ich mich angeschnallt.

So ein Gurt hielt verdammt viel aus, aber jetzt mußte ich ihn lösen.

Nach einigen Verrenkungen gelang es mir auch.

Der dunkle Riemen schnappte zurück, ich konnte mich besser bewegen und begab mich daran, die oben liegende Fahrertür auf zustoßen. Mit einer Hand hatte ich den inneren Türriegel gelockert.

Dann zog ich die Beine an, konnte sie trotz der Lenkrad-Behinderung gut herumschwingen und hämmerte beide Sohlen gegen die Golftür.

Mit Gewalt schaffte ich es, die Tür nach außen zu stoßen. Sie blieb auch zum Glück in der Lage und fiel nicht wieder zurück. Mir gelang es, aus dem zerstörten Golf zu klettern.

Draußen bewegte ich mich, atmete tief ein, machte ein paar gymnastische Übungen und stellte fest, daß ich mir weder etwas verstaucht noch gebrochen hatte.

Alles klar.

Nur für Ernesto Lazarro nicht. Mein Gesicht war kalkweiß, als ich um den liegenden Golf herumging und durch das zerstörte Fenster auf die Beifahrerseite schaute.

Er lag dort in seinem Blut.

Kein Mensch der Welt konnte ihm noch helfen. Der Inka-Henker hatte ihn tödlich erwischt.

Wieder einmal kam mir zu Bewußtsein, wie grausam und schlimm der Beruf war, den ich mir ausgesucht hatte. Ich stand neben dem zerstörten Wagen wie ein Denkmal aus Stein und spürte es in meiner Kehle eng werden. Lange hatte ich den jungen Mann nicht gekannt, aber er war mir sympathisch gewesen.

Nun dies…

Das Würgen nahm zu, auch der Druck in meinen Augen. Es half nichts, mit irgendwelchen höheren Mächten zu hadern, so war das Leben, das Schicksal.

Der tote Ernesto war zur Seite gerutscht. Er hing in seinem Gürtel, der Kopf war verdreht. Wenn ich genau hinschaute, konnte ich den starren Blick seiner Augen erkennen.

An das Blut wollte ich gar nicht denken und es auch nicht sehen, deshalb wandte ich mich ab.

Durch diese Tat hatte der verfluchte Inka-Henker natürlich einen noch größeren Vorsprung bekommen. Wenn ich daran dachte, wie spektakulär er diesen Mord begangen hatte, wurde mir ganz anders.

Der nahm auf nichts Rücksicht, und den konnte ich auch nicht mit normalen Mitteln stoppen.

Zu Fuß mußte ich weiter.

Meinen Einsatzkoffer hatte ich in London gelassen, den Bumerang jedoch herausgenommen. Und der hatte seinen Platz im Kofferraum

gefunden.
Es war nicht einfach, bei dem liegenden Wagen den Deckel zu öffnen. Er hatte sich verklemmt. Ich bekam ihn trotzdem auf, nahm den Bumerang an mich und steckte ihn weg.
Wenn es eine Waffe schaffte, den Inka-Henker zu stoppen, dann war es meine silberne Banane. Nur mußte ich zumindest so schnell sein wie mein Gegner, und das würde mir schwerfallen.
Ich ließ den Golf zurück. Ein Haufen verbogener Schrott mit vier Rädern und einem Toten darin. Der Polizei wollte ich später Bescheid geben. Zunächst einmal mußte es mir gelingen, bis nach Barcelona zu kommen.
Das war leichter gesagt als getan. Einen fahrbaren Untersatz besaß ich nicht mehr, zu Fuß würde ich sehr lange brauchen. Es gab nur noch eine Möglichkeit.
Per Anhalter.
Dazu mußte ich die Straße erreichen.
Es wurde ein Wahnsinnsgang. Ich hielt mich nicht mehr auf dem Weg, sondern rutschte die glatten Hänge hinab, bis ich endlich und nach zweimaligem Hinfallen die Fahrbahn erreichte und neben ihr stehenblieb.
Die Wagen fuhren vorbei.
Sosehr ich auch winkte, erst der neunte hielt an. Es war ein Lkw-Fahrer, der mich aus dem nach unten gekurbelten Fenster angrinste.
»Wohin, compadre?«
»Barcelona.«
»Steig ein, muchacho!«
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Doch das kalte Gefühl der Furcht ließ sich nicht unterdrücken…

***

Es hörte sich an wie Schüsse, aber es waren nur die Korken der Champagnerflaschen, die knallten und gegen den nachtdunklen Himmel schossen.
Jaime Lazarro wurde 50. Und er feierte. Nicht in seinem Haus, nein, er hatte sich ein Restaurant gemietet, das es noch nicht lange gab, aber etwas Besonderes war, denn hier konnte im Freien als auch unter schützendem Glasdach gefeiert werden.
Es war ein herrliches Fest. Der Besitzer des Schuppens gehörte zu Jaimes Freunden und hatte für die Beleuchtung gesorgt. Lichterketten-Girlanden schwangen durch den Garten und bewegten sich wellenförmig, wenn sie von Windstößen getroffen wurden.
Viel Prominenz hatte Einladungen bekommen und war auch erschienen. Jaime Lazarro galt als lokale Größe, man wollte sich mit einem hohen Polizisten immer gut stellen und zeigte sich in der

Öffentlichkeit gern an dessen Seite, auch wenn man selbst eine nicht so reine Weste hatte und so manches Mal auf die uniformierten Staatsdiener fluchte.

Der Champagner floß in Strömen. Auch harte Getränke wurden gekippt wie Wasser.

Dementsprechend war die Stimmung gestiegen, und sie hatte um Mitternacht ihren Höhepunkt erreicht. Man feierte halt in den Geburtstag hinein. Als es soweit war, entkorkte der Chef des Lokals eine Magnum-Flasche Champagner. Aus der Öffnung stieg ein breiter Strahl fontänenartig in die Höhe und fiel als Regen wieder zurück.

Das war etwas für die jungen Frauen, die der Besitzer des Lokals engagiert hatte, um der Feier einen bunten Anstrich zu geben. Eine Drei-Mann-Kapelle spielte das international bekannte Happy Birthday, dann begann die Gratulationskur, in der sich Jaime sonnen konnte.

Ein Mann in den besten Jahren, so hatte er sich immer gern selbst gesehen. Sein Haar ließ er zwar dunkel färben, doch das Schwarz des dunklen Oberlippenbarts war echt.

Er stand dort, wo die Geschenke gestapelt waren und schüttelte jedem kräftig die Hand.

Gute Wünsche begleiteten ihn. Die meisten waren ehrlich gemeint. Die einiger nicht so »sauberer« Herren unehrlicher.

Man hatte Spaß, man freute sich, und Jaimes Frau, die etwas abseits stand, lächelte gezwungen, wenn sie sah, daß andere Frauen ihren Mann umarmten. Er war kein Kostverächter, während Elana Lazarro doch schon ziemlich matronenhaft wirkte. Da konnte auch das neue Kleid nicht mehr viel kaschieren.

Das Telefon schrillte. Ein Mädchen vom Personal hob ab und gab bekannt, daß man das Geburtstagskind nicht stören dürfe. So ging denn auch ein sehr wichtiger Anruf des Neffen Ernesto unter…

Jaime erfreute sich bester Kondition. Immer wieder stieß er mit dem perlenden Getränk an, und die Warnungen, die er in den letzten Nächten erhalten hatte, waren vergessen.

Die Gratulationskur dauerte über eine halbe Stunde. Erst dann kam Jaime dazu, aufzuatmen.

Der Besitzer des Restaurants lief auf ihn zu. Er trug einen weißen Smoking, streckte den Arm aus und ließ ihn wieder fallen.

Das genau war das Zeichen für die im Hintergrund wartenden Pyrotechniker. Sie hatten schon alles für das große Geburtstagfeuerwerk vorbereitet, und wenige Sekunden später schossen die ersten Raketen in den Nachthimmel, wo sie sich zu Pilzhauben entfalteten und in farbigen Bögen nach unten fielen.

Ein prächtiges Bild, das alle Geburtstagsgäste in seinen Bann zog.

Jeder schaute hin. Ah und Oh wurden laut, man klatschte, und erst jetzt schaffte es Elana, an ihren Mann heranzukommen.

»Darf ich dir auch gratulieren?« erkundigte sie sich ein wenig scheu, wobei sie aber trotzdem lächelte.

»Gern, meine Kleine.« Er wollte sie in den Arm nehmen, doch Elana schüttelte den Kopf. »Laß das«, sagte sie. »Du riechst nach fremden Parfüms. Es hat dir wohl gefallen?«

Der Mann lachte, seine Augen blitzten dabei. »Welchem Mann hätte es nicht gefallen?«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

»Bist du eifersüchtig?«

»Das hätte ich mein ganzes Leben mit dir sein müssen.«

»Uns geht es gut.«

Elana nickte. »Sicher, uns geht es gut. Noch«, fügte sie leise hinzu.

Ihr Mann hatte sie trotzdem verstanden.

»Wie meinst du das?«

»Denk mal an die Warnungen.«

»Ach die.«

»Nimmst du sie nicht mehr ernst?« Elana war kleiner als ihr Gatte. Wenn er sie ansehen wollte, mußte er den Kopf senken, was er auch tat, als er in ihr rundes Gesicht schaute. Sie hatte die Haare wieder streng nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten »gebunden«. Elana war eben zu sehr Spanierin.

»Jetzt will ich davon nichts mehr hören.«

»Ich muß immer daran denken.«

Fast wütend wehrte er ab. »Willst du mir die Nacht verderben?« fragte er.

»Nein, Jaime, nein. Ich habe nur Angst, das ist es. Wenn die Freude am größten ist, kann der Schrecken um so stärker sein. Denk daran.«

»Aber nicht heute. Außerdem habe ich für gewisse Sicherheitsnaßnahmen gesorgt.«

»Meinst du die Aufpasser, die überall verteilt stehen?«

»Genau die.«

»Es sind Witzfiguren.«

»Das sagst du. Ich kenne sie besser. Sie haben eine hervorragende Ausbildung hinter sich. Sind im Nahkampf geschult und sorgen für meinen persönlichen Schutz.«

»Wie du meinst.« Sie lächelte ihn an, doch ihre Augen blieben starr. »Amüsier dich noch gut, mein Lieber…«

Erst als sie schon zwei Schritte zur Seite gegangen war, reagierte das Geburtstagskind. »Wo willst du denn hin, Elana?«

»Ich gehe nach Hause. Das ist mir zuviel Rummel. Ich bin eine alte Frau. Bis später…«

Was sich Elana in den Kopf gesetzt hatte, führte sie auch durch.

Davon hielt sie niemand ab. Sie war ja gegen das Fest gewesen. Sie wollte, daß ihr Mann und sie zu einer Kreuzfahrt starteten und dem

Rummel so entgingen.
An der Garderobe lungerte auch einer der Leibwächter herum. Er flirtete mit dem Mädchen, das auf die Mäntel aufpaßte. Die beidenfuhren auseinander, als sie Elanas Schritte hörten. Beide fühlten sich wie ertappte Sünder und bekamen rote Köpfe.
»Ich möchte nur meinen Mantel haben«, sagte Elana. »Lassen Sie sich durch mich nicht stören.«
»Señora«, begann der Leibwächter. »Es ist nicht so, wie Sie vielleicht denken…«
»Macht nichts, junger Mann. Auch ich war einmal im Alter dieses Mädchens und hätte so etwas gern getan. Leider waren es damals andere Zeiten. Man wurde strenger erzogen.« Sie bekam ihren Mantel gereicht, und der Mann half ihr hinein.
»Darf ich Sie nach Hause fahren, Señora?« bot er sich an.
»Das ist nett, aber ich kann selbst auf mich achtgeben. Bleiben Sie mal hier. Außerdem habe ich so gut wie nichts getrunken. Viel Spaß noch, ihr beiden.«
»Danke, Señora! Und gute Fahrt.«
Elana Lazarro lächelte zum Abschied, bevor sie das Lokal verließ und zu dem geräumigen Parkplatz schlenderte, wo die Gäste ihre Fahrzeuge abgestellt hatten.
Sie fuhr einen Fiat. Er war klein und wendig. Für sie reichte der Wagen. Unter den Bogenlaternen parkte der knallrote Flitzer. Auf dem Wagenblech lag die Feuchtigkeit.
Elana schloß auf, setzte sich hinter das Lenkrad, schaute nach rechts, zum beleuchteten Eingangsportal des Restaurants hinüber und schüttelte den Kopf, bevor sie plötzlich anfing zu weinen. Erst in diesem Augenblick kam ihr voll zu Bewußtsein, wie alt sie eigentlich schon war, daß es einen Unterschied gab, ob ein Mann 50 wurde oder eine Frau.
Sie ballte die Hände. Sie dachte daran, daß sie vieles falsch gemacht hatte. Sie hätte sich mehr an dem Leben ihres Mannes beteiligen sollen, statt dessen hatte sie ihre Abende im Haus verbracht und vor Kummer so manches gegessen, was sie nicht hätte tun sollen.
Jetzt bekam sie den Speck nicht mehr weg.
Elana schaut durch die Scheibe. Sie sah sich auch im Innenspiegel an. Ihr Gesicht war durch die Tränen gezeichnet. Das Wasser war aus den Augen geflossen und hatte einen Teil der Schminke nicht nur gelöst, sondern auch so verteilt, daß ihr Gesicht einen maskenhaften Ausdruck bekommen hatte. Sie kam sich vor wie ein Clown.
Ihr Mann war 50 geworden. Er feierte, er ließ sich feiern, er stand im öffentlichen Leben.
Wie alt war sie?
Nur drei Jahre jünger, aber sie sah älter aus, wenn sie ehrlich zu sich

selbst war.

Plötzlich schüttelte sie sich. Diese Geburtstagsfeier widerte sie einfach an. Sie mochte die Leute auf einmal nicht mehr, die ihrem Mann gratuliert hatten, Alles Lug und Trug. Es gab nur wenige echte Freunde, aber viele Feinde. Zumeist versteckt agierende.

Es widerte sie alles an. Auch der Parkplatz, der Wagen, das Restaurant, sie wollte nur noch weg. Selbst ihr Neffe war nicht zur Feier gekommen. Überhaupt hatte sie keine Verwandtschaft entdeckt. Die wollte der Mann extra einladen und sie nicht unbedingt mit seinen Bekannten und Freunden konfrontieren.

Eine Zigarette wollte sie noch rauchen. Zu Hause würde sie Schnaps trinken, sich ins Bett fallen lassen, noch ein paar Strophen heulen, um die Einsamkeit zu vergessen.

Wie so oft schon…

Sie rauchte und schaute dem Qualm nach, der durch das offene Seitenfenster ins Freie trieb. Aus dem Restaurant hörte sie das Lachen, die aufgeregten Rufe, die leise Musik, dort ging die Feier weiter, und sie vernahm auch die Schritte.

Elana erschrak. Im nächsten Augenblick fiel ein Schatten gegen die Wagentür, und ein Gesicht beugte sich nach unten. »Ich grüße Sie, Señora Lazarro«, sagte die Stimme.

»Sie sind es, Paul.«

»Ja.«

Paul kam aus Frankreich. Er gehörte zu den Beamten, die als Leibwächter fungierten.

»Haben Sie kein Interesse mehr, Señora?« erkundigte er sich.

»Nein, ich möchte nicht mehr.«

»Aber hier ist es auch nicht gut.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde auch nicht mehr lange bleiben. Nur noch die Zigarette, dann fahre ich.«

»Soll ich Ihnen einen Mann als Begleitschutz mitgeben?«

»Sie sind sehr lieb, Paul. Es wird nicht nötig sein. Wer mich im Dunkeln mitnimmt, läßt mich im Hellen wieder laufen.« Manchmal blitzte der Humor dieser Frau auf.

»Das können Sie auch nicht sagen, Señora…«

»Doch, mein Lieber, doch. Geben Sie lieber auf meinen Mann acht. Ich komme schon allein zurecht.«

»Wohl fühle ich mich nicht, Señora.«

Sie nickte, startete den Wagen, wollte fahren und wunderte sich, daß Paul noch immer neben dem Fahrzeug stand. Er hatte sogar eine Hand auf die Kühlerhaube gestützt und sein Blick war gegen den Himmel gerichtet, wo sich ein roter Schein ausgebreitet hatte.

»Was haben Sie denn, Paul?«

Der Mann drehte sich um, deutete aber weiter in die Höhe. »Sehen

Sie das Licht da auch?«
»Ja.«
»Was kann das sein?«
»Ich weiß es nicht.«
»Ich ebenfalls nicht«, murmelte Paul. »Und das ist es genau, was mich stört.«
Die Frau hatte ihren Kopf schief gelegt und auch die Mundwinkel verzogen. »Bestimmt ein Flugzeug, dessen Pilot die Vorschriften nicht beachtet und zu tief fliegt…«
»Nein, Señora. Bei einem Flugzeug konzentrieren sich die Positionsleuchten auf bestimmte Stellen. Irgendwie kommt es mir nicht geheuer vor. Das hat etwas zu bedeuten.«
»Und wie…« Sie sprach nicht mehr weiter, denn der Schein konzentrierte sich plötzlich und erreichte ein bestimmtes Gebiet. Es warder Parkplatz vor dem Restaurant, wo er sich ausbreitete und die dort abgestellten Wagen mit einem rötlichen Licht übergoß.
Auch die blasse Helligkeit einiger Bogenlampen bekam eine andere Farbe. Weder die Frau noch der Mann besaßen eine Erklärung für dieses Phänomen.
Da stimmte einiges nicht…

***

Paul löste sich vom Fiat. Er trat einige zögernde Schritte nach vorn und tastete zum Sprechgerät, das in seiner rechten Jackettasche steckte. Auch die schwere Pistole befand sich noch in der Halfter. Er war also gerüstet.
Elana blieb im Wagen. Sie startete nicht, weil eine plötzliche Neugierde sie umfaßt hielt. Jetzt wollte auch sie wissen, was dieses unnatürliche rote Licht zu bedeuten hatte.
Noch mußte sie warten.
Sekunden vergingen…
Die normalen Geräusche der Feier waren für sie uninteressant geworden. Elana spürte auf ihrer Haut ein Kribbeln. Ohne eigentlich einen bestimmten Grund zu haben, dachte sie wieder an die Warnungen, die ihr Mann erhalten hatte.
Am heutigen Abend hatte er sie verdrängt. Vielleicht hätte er das nicht tun sollen, denn das Licht, dessen Ursprung unerklärlich war, sah ihr ziemlich gefährlich aus.
Es war in jeden Winkel eingedrungen, und man konnte es als einen Vorboten bezeichnen.
Plötzlich erschien der andere.
Wie aus heiterem Himmel kam er. Tatsächlich fiel er von oben herab. Ein sausendes Geräusch erklang, als würde eine Windhose entstehen, dann schälte sich etwas aus der Finsternis des Himmels, wobei

gleichzeitig das rote Licht zusammenbrach.
Völlig normal lag der Parkplatz wieder im Schein der Lampen.
Nur etwas hatte sich verändert.
Er war da.
Der Inka-Henker!
Und er stand in der Mitte, schaute nur und hielt zwei Waffen in seinen Fäusten.
Die Axt und das Schwert!
Selbst Paul war so überrascht, daß er zunächst einmal nichts tat, nur stehenblieb und sich den Ankömmling anschaute. Woher dieser Mann kam, wußte er auch nicht, aber er war sicher, daß es sich bei ihm um keinen Partygast handelte.
War er überhaupt ein Mensch?
So steif, wie er auf dem Fleck stand, dazu noch auf einem Sockel, konnte er kein Mensch sein. Er sah aus wie eine Figur, die jemand aus der Höhe abgeworfen hatte.
Im Kopf der Frau wirbelten die Gedanken so wild wie ein Hummelschwarm durcheinander. Sie konnte sie nicht in eine Richtung lenken, aber ihr fiel auf, daß ihr Unterbewußtsein ständig etwas in die Höhe spülte.
Sie dachte an die Warnungen, die ihr Mann bekommen hatte.
Man wollte ihn töten, weil er ein Lazarro war.
Sah sie jetzt seinen Mörder?
Elana öffnete den Mund, weil sie Paul warnen wollte, nicht weiter auf den Ankömmling zuzugehen, aber der Mann würde sich darum nicht kümmern. Er hatte einen Job zu erledigen, und den würde er ausführen. Koste es, was es wolle.
Paul nahm den direkten Weg.
Regungslos stand der Inka-Henker auf dem Sockel und hörte sich an, was ihm der andere befahl.
»Weg mit den Waffen!«
Die Figur rührte sich nicht. Auch nicht bei der zweiten Warnung.
Paul zog seine Pistole. Er war hart geschult worden, und er wußte auch, wann er schießen mußte.
Hier war es der Fall.
Töten wollte er den Mann nicht, deshalb zielte er auf sein rechtes Bein, drückte ab und traf.
Die Kugel sirrte als Querschläger davon. Ein wenig Staub spritzte von der Aufschlagstelle noch zur Seite, das war auch alles. Der Unbekannte selbst blieb stehen.
Paul nahm dies alles wahr, schüttelte den Kopf, ging noch weiter und holte das Sprechfunkgerät hervor. An der Langsamkeit seiner Bewegungen war zu erkennen, wie sehr er unter Druck stand.
Das hatte er noch nie erlebt, und er drehte sich halb zur Seite, als er

das Funkgerät an die Lippen hob und hineinsprechen wollte.
Das alles sah auch Elana Lazarro, und sie sah auch noch mehr, da ihr Blickwinkel sehr günstig war.
Der Inka-Henker bewegte sich.
Er selbst ging nicht, da er mit dem Sockel verwachsen war. Eine andere Kraft hob ihn in die Höhe und drückte ihn lautlos auf Paul zu, der nicht dazu kam, ein erstes Wort zu sprechen, denn auf einmal stand die Figur vor ihm.
Sie bewegte ihren rechten Arm.
Und damit auch die Schwertklinge.
Nicht einmal ein Schrei war zu hören. Paul starb lautlos, als sich die Klinge durch seinen Körper bohrte. Er kippte zurück, blieb auf dem Rücken liegen und war tot.
Das alles geschah in einer so unglaublich kurzen Zeit, daß Elana überhaupt nicht in der Lage war, irgend etwas zu unternehmen.
Nicht einmal schreien konnte sie, obwohl sie mit offenem Mund dasaß und den Mörder anschaute.
Der wandte sich ab, denn er hatte eigentlich ein anderes Ziel. Es war das Restaurant.
Darauf schwebte er zu…

***

Ich hatte mit meinem Fahrer Glück gehabt. Er kam aus den Bergen, hatte den Paß noch in der Nacht überwunden und fühlte sich deshalb so herrlich befreit. Er redete von Schnee, Glatteis und Serpentinen, die hinter ihm lagen und daß er sich freute, in den Frühling hineinfahren zu können. Außerdem wartete seine Frau auf ihn, die er seit einer Woche nicht mehr gesehen hatte.
Der Mann war rundum zufrieden.
Im Gegensatz zu mir. Es war keine Unzufriedenheit mit dem Leben an sich, nur machte mir der Fall der killenden Steinfigur schwere Sorgen. Zudem hatte ich den Schock über das schlimme Ableben des jungen Ernesto Lazarro nicht abgeschüttelt.
Ich hatte den Mann gebeten, mich irgendwo in der Stadt abzusetzen, er aber bestand darauf, mich bis zu dem Lokal zu bringen, wo gefeiert wurde.
»Das ist ziemlich neu«, hatte er mir erklärt. »Da kommen nur Reiche hinein«, bemerkte er noch mit einem Blick auf meine verschmutzte Kleidung. »Bei Ihrem Aussehen…«
»Nehme ich den Hintereingang.«
Für diese Antwort erntete ich bei ihm ein lautes Lachen.
Mir war allerdings nicht danach zumute. Immer öfter schaute ich auf die Uhr und empfand es jetzt als einen Vorteil, daß wir des Nachts durch die Stadt fuhren, so hielt sich der Verkehr wenigstens in

Grenzen.

Der Wind hatte die Straßen von den Abgasen gereinigt. Durch das offene Fenster strich er und brachte den Geruch von Meer und Freiheit mit. Der Fahrer mußte wohl die gleichen Gedanken gehabt haben wie ich, denn er sagte: »Das ist es genau, was ich an meinem Job so liebe. Die Freiheit. Es sagt mir niemand, was ich tun oder lassen soll. Ich kann fahren und bin mein eigener Herr.«

Ich widersprach nicht.

So rollten wir weiter.

Zeit verstrich, doch irgendwann erreicht man immer sein Ziel.

Uns erging es nicht anders. Als wir eine ansteigende Straße hochrollten, sah ich an deren Ende bereits einen bunten Schein.

»Das ist es«, sagte der Mann und ließ seinen Lkw langsam ausrollen.

Ich hatte es verständlicherweise eilig, bedankte mich hastig und hörte noch, wie mir der Fahrer nachrief: »Trinken Sie auch einen Schluck für mich mit.«

»Mach ich.«

Der Mann wendete und fuhr wieder zurück, als ich die breite Einfahrt des Grundstücks erreichte.

Einen Parkplatz entdeckte ich. Die Wagen standen auf der rechten Seite, wurden von blühenden Sträuchern gedeckt, deren Blüten einen süßlichen, schweren Geruch verbreiteten.

Vom Lokal her wehte mir mit dem Wind Musik und ein dumpfes Stimmengewirr entgegen. Hin und wieder unterbrochen von einem hellen Lachen irgendwelcher Frauen.

Nach Panik sah mir dies nicht aus.

Trotzdem hatte ich es eilig, lief über den mit Kies bestreuten Platz und erreichte die Reihe der abgestellten Wagen, deren Karossen im Licht der Bogenlampen schimmerten.

Das Licht war auch so hell, daß ich den dunklen Gegenstand auf dem Boden erkennen konnte.

Zuerst glaubte ich, daß es ein Paket war. Ich irrte mich. Schon Sekunden später erkannte ich die grausame Wahrheit.

Vor mir lag ein Toter!

Ich schaltete sämtliche Gedankengänge aus, als ich ihn erreichte und mich neben ihn kniete. An der Brustwunde war zu erkennen, wie man ihn umgebracht hatte.

Durch einen Stich.

Und der Inka-Henker trug außer seiner Axt noch ein Schwert bei sich. Das konnte durchaus die Mordwaffe gewesen sein.

Dann mußte mein Gegner schon hier gewesen sein.

Ich schluckte. Es gefiel mir überhaupt nicht. Zudem dachte ich an die Gäste der Geburtstagsfeier. Wenn der Henker dort erschien, kam es zu einer Panik.

Ich schaute unwillkürlich in den Himmel. Der Inka-Henker wurde von einem rötlichen Schein begleitet, den ich diesmal allerdings nicht sah. Der Himmel blieb dunkel.

In meinem Rücken hörte ich ein Geräusch. Es war das Klappen einer Autotür.

Ich drehte mich noch in der Hocke um und erkannte, daß eine Frau aus einem Wagen gestiegen war. Was sie wollte oder vorhatte, konnte ich nicht sagen, aber sie mußte einen Schock erlitten haben, denn als sie ging, schwankte sie wie eine Betrunkene.

Ich sprang hoch, lief zu ihr und stützte sie ab. Ihr Gesicht zeigte Tränenspuren in der verlaufenen Schminke. Sie blickte mich aus großen Augen an, die Mundwinkel zuckten, und dann sprach sie die ersten flüsternden Worte.

»Tot, er ist tot. Vor meinen Augen…«

Eine Zeugin!

So schlimm es sich auch anhörte, ich hätte es nicht besser treffen können. Hoffentlich besaß sie noch die Nerven, mir eine konkrete Aussage zu machen. Behutsam stellte ich die erste Frage.

»Sie haben alles gesehen?«

»Si…«

»Wer war es?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Es ist so furchtbar gewesen. Ich saß im Auto und sprach noch mit ihm. Da… da … kam der andere nach dem Schein aus der Luft. Paul ging zu ihm, wollte ihn stoppen, schoß sogar, aber es geschah nichts …«

Sie begann zu weinen, aber sie hatte mir im Prinzip auch genug berichtet. Ich wußte jetzt, daß es tatsächlich der Inka-Henker gewesen war, der diese Bluttat vollbracht hatte.

Noch eine Frage wollte ich beantwortet haben. »Wie heißen Sie, Señora?«

»Elana Lazarro!«

Damit hatte ich nicht gerechnet. »Sind Sie die Gattin von Jaime Lazarro?«

»Ja. Sie kennen meinen Mann?«

»Seinetwegen bin ich hier.«

Elana trat einen halben Schritt zurück und winkte müde ab. »Gehen Sie lieber wieder. Die Geburtstagsfeier ist beendet. Mit einem Toten vor dem Haus kann man nicht feiern.«

»Ich kam nicht wegen des Festes«, klärte ich sie auf. »Ihr Mann hatte sich mit meinem Chef in Verbindung gesetzt. Es ging um andere Dinge. Vielleicht haben Sie schon von der Warnung erfahren, die ihn erreicht hat. Oder von der Drohung…«

»Das meinen Sie?«

»Ja, ich komme aus London!«

Elana schaute mich an, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Es ist zu spät, Señor, zu spät…«

Das wollte ich so nicht hinnehmen. Zudem schien sich der Inka-Henker den anderen bisher noch nicht gezeigt zu haben, denn die Geräusche klangen noch völlig normal.

Ich hatte noch eine Bitte an die Frau. »Tun Sie sich selbst einen Gefallen und setzen Sie sich wieder in den Wagen.«

»Und Sie? Ich muß doch zu meinem Mann. Ich will ihn warnen. Er wird auch sterben…«

»Das übernehme ich. Es ist mein Beruf. Deshalb bin ich aus London hergekommen.«

»Ja, wenn Sie meinen…«

Obwohl ich es eilig hatte, nahm ich mir die Zeit, Elana Lazarro noch bis zum Wagen zu bringen.

Sie hockte apathisch hinter dem Lenkrad, während ich mich in Bewegung setzte und auf den Eingang des Restaurants zuschritt.

Es war ein regelrechter Aufgang. Die Stufen bestanden aus Marmor und glänzten im Licht der Wandlampen.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf die erste Stufe gesetzt, als es im Innern des Lokals rundging.

Da fielen die ersten Schüsse!

***

Niemand ahnte etwas von dem Mord, denn die Feier ging weiter.

Jaime Lazarro hatte es zur Bedingung gemacht, daß bis zum Hellwerden getrunken, getanzt, gelacht und geflirtet werden sollte, und an solche Bedingungen hielten sich die Gäste gern.

Auch daß Elana gegangen war, störte den Mann nicht mehr. Er kannte seine Frau und ihre Mucken. Da konnte sie noch so alt werden, das Hausmütterchen würde sie immer bleiben.

Zwei Mädchen kamen auf ihn zu. Er kannte sie nicht, aber sie zogen ihn kurzerhand auf die Tanzfläche.

»Mit 50 geht es erst richtig los«, sagte die eine, die grün gefärbte Haare hatte und ein Kleid trug, das an bestimmten Körperstellen nur aus bunten Fetzen bestand.

»Das will ich mal sehen.«

»Okay, let’s dance!«

Die Kapelle hatte die Aufforderung gehört. Die drei Männer gaben sich Mühe und intonierten einen heißen Rhythmus, der aus einer Mischung aus Popmusik und südamerikanischen Klängen bestand.

Die Mädchen waren in Form. Und sie tanzten, daß an den bestimmten Körperstellen durch die Fliehkraft die Fetzen hochflogen.

Und sie zeigten etwas, das rund, fest und griffig war.

So mancher Señor bekam Stielaugen und leckte sich heimlich die

Lippen. Die Frauen schauten weniger froh, aber die beiden Mädchen kümmerten sich nicht darum und machten weiter.

Auch Jaime hielt mit. Er war kerngesund, und diesem Streß erlag er gern.

Auch er schaffte es, sich im Rhythmus der Musik zu bewegen.

Das fiel den anderen Gästen auf. Sie versammelten sich um den kleinen Tanzplatz und begannen zu klatschen.

Natürlich blieb das nicht ohne Eindruck auf den Mann. Durch diesen Beifall fühlte er sich genötigt, noch wilder zu tanzen und zu zeigen, was in ihm steckte.

Der Besitzer sorgte für eine andere Beleuchtung. Versteckt angebrachte Strahlen schossen ihre langen, farbigen Lichtblitze in unregelmäßigen Intervallen ab und übergossen die Tanzenden mit diesem farbigen Muster, so daß sie innerhalb einer Minute sich jeweilsin andere Personen zu verwandeln schienen.

Von der Feier bekamen die Leibwächter des Präfekten Lazarro nichts mit. Sie hatten sich an den strategisch günstigen Punkten verteilt, nahmen höchstens mal einen Schluck Orangensaft und widmeten sich ansonsten voll und ganz ihrer Aufgabe.

Sie waren solche Jobs gewöhnt. Zudem mußten sie nicht nur den einen Mann bewachen, auch unter den Gästen befand sich manch Prominenter, der auf den Todeslisten irgendwelcher Terror-Organisationen stand.

Das Restaurant besaß auch eine Halle, wo Gäste warten oder einen Aperitif einnehmen konnten, bevor man sie an die bestellten Tische führte. Die Halle war sehr gemütlich eingerichtet. Das gläserne. Dach ließ einen freien Blick in den Himmel zu, und auch die beiden Leibwächter sahen plötzlich den roten Schein.

Sie konnten sich ihn nicht erklären, lösten sich von ihren Plätzen und sprachen über das Phänomen.

Beide hatten keine Ahnung. Sie durften ihre Plätze allerdings nicht verlassen.

Nach draußen konnten sie nicht schauen, denn ein Sichtschutz verwehrte ihnen den Blick. Die Gäste wollten es nicht, wenn sie vom Parkplatz her beobachtet wurden.

»Paul ist draußen«, sagte einer der Männer. »Ich werde ihn fragen. Vielleicht hat er etwas gehört und weiß mehr.« Der Sprecher holte sein Walkie-talkie aus der Tasche.

Er wollte es schon einschalten, als er die kleine Lampe flackern sah. Da wollte ein anderer etwas von ihm.

Der Mann schaltete auf Empfang, hörte aber nichts. Nur sein Kollege nahm plötzlich eine gespannte Haltung ein.

»Was ist?«

»Ein Schuß.«

»Wo?«
»Wahrscheinlich draußen.«
Die beiden Männer schauten sich an. Sie waren breitschultrig und wirkten wie Zwillinge mit ihren dunklen Haaren und den Schnauzbärten.
»Das gefällt mir überhaupt nicht«, erklärte der Leibwächter mit dem Walkie-talkie. »Du bleibst hier, Ramon, ich schaue draußen nach, was da geschehen ist.«
»Verdammt!« Ramon hatte das Wort ausgestoßen und deutete auf den Eingang. Dort erschien eine Gestalt, wie die beiden Männer sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatten.
Groß, steinern, auf einem Sockel stehend und sich trotzdem bewegend. Außerdem war die Gestalt bewaffnet.
Ein verrückter gefährlicher Traum, der leider zur Realität geworden war, denn von der Schwertklinge, die aus der linken Faust des Eindringlings ragte, tropfte Blut zu Boden.
Die beiden Leibwächter glaubten, ihren Augen nicht trauen zu können. Sie rechneten nicht einmal so sehr mit einer Gefahr, vielmehr dachten sie im ersten Moment an eine besonders makabre Geburtstagsüberraschung für den Polizeipräfekten.
Daher auch ihr Zögern.
Ramon war es schließlich leid. Er gab seinem Freund ein Zeichen.
Der andere verstand, zog seine Waffe und wollte dem Kollegen den nötigen Feuerschutz gewähren.
Ramon hatte die Jacke aufgeknöpft. Noch ließ er die Pistole stecken, er war jedoch bereit, sie blitzschnell zu ziehen und auch sofort zu feuern.
Vorher sprach er den anderen an, der eigentlich kein Mensch sein konnte, obwohl er sich bewegte. Erst jetzt sah der Spanier, daß dieser seltsame Mensch eine Handbreite über dem Boden schwebte.
Das war unerklärlich.
Es kostete ihn Mühe, den Überblick zu behalten und den anderen anzusprechen. »Raus hier!«
Da war er genau an den Falschen geraten. Plötzlich wurde die Figur schnell. Selbst Ramon, ein geübter Schießer, konnte seine Waffe nicht mehr aus der Halfter reißen.
Er sah etwas Blitzendes von oben her auf sich zukommen, wurde zuerst von den fallenden Blutstropfen berührt und dann grausam erwischt. Auf der Stelle brach er zusammen, die Schwertklinge war schräg durch seinen Körper gefahren, er spürte den schlimmen Schmerz, und die Wogen der Bewußtlosigkeit rollten lautlos auf ihn zu.
Sein Kollege wollte es nicht glauben. Starr vor Entsetzen hatte er zugeschaut und sah Ramon blutend zusammenbrechen. Er wußte

nicht, ob er tot war, aber er mußte diesen Killer stoppen.

Der Mann schoß.

Er feuerte und bewegte sich.

Kaum hatte der Inka-Henker sein Schwert aus dem Körper des Schwerverletzten gezogen, als er von den ersten Kugeln getroffen wurde. Die Echos der Abschüsse wetterten durch die Vorhalle, doch die gezielt geschossenen Projektile taten dieser lebenden, grausamen Figur überhaupt nichts.

Sie drehte sich um, wobei der Leibwächter noch achtgeben mußte, daß ihn die deformierten Querschläger nicht erwischten und zu Boden streckten.

Dann war der andere an der Reihe.

Diesmal nahm er die Axt.

Er hob einen Arm und drehte sich seinem Feind zu, wobei er direkt in das blasse Mündungsfeuer schaute.

Noch zwei Kugeln fing er sich, dann raste der Arm für ein kurzes Stück nach unten.

Die Axt flog auf den Schießer zu.

Der war es gewohnt, schnell zu reagieren, zuckte auch zur Seite, aber diesmal war er nicht flink genug.

An der Schulter wurde er erwischt.

Es war mörderisch für ihn. Er taumelte zurück, hatte das Gefühl, nur noch einen Arm zu besitzen, stieß gegen einen Sessel, kippte zurück und fiel hinein.

Der Henker schwebte näher.

Er trug noch sein Schwert, und der Mann rechnete damit, daß ihm der endgültige Tod bevorstand.

Die Figur bückte sich, umfaßte den Stiel der Axt und riß die Waffe aus der Schulter des Mannes. Dann drehte sich der Inka-Henker ab und ging davon.

Sein Weg führte ihn in das Restaurant, das eine Glastür vom Vorraum trennte.

Er schlug sie ein und war da!

***

Auch ich war da!

Aber ich kam nicht mehr weiter, denn von einem Augenblick zum anderen hatte das Erscheinen des Inka-Henkers eine Panik ausgelöst.

Die Menschen wollten nur weg, und sie schwemmten mir förmlich entgegen, so daß ich nicht weiterkam, ohne mir einen Weg durch die Woge aus Körpern zu bahnen.

Zeit verging. Wertvolle Zeit. Ich sah in verschwitzte Gesichter, in Augen, in denen die Angst zu lesen stand, hörte auch die Schreie aus den verzerrten Mündern.

Man rempelte mich an, wollte mich aus dem Weg haben, den ich mir mit den Fäusten und Ellenbogen freischaufeln mußte. Endlich kam ich weiter. Ein schwerer Sessel fiel mir vor die Füße. Ich warf einen Blick drauf und sah auch einen anderen Sessel. Schräg in ihm lag ein Verletzter, aus dessen Schulterwunde das Blut pulste.

Rücksichtslos drängte ich mich vorbei. Ich mußte es einfach schaffen, den Henker vor seinem grausamen Mord zu stellen.

Endlich erreichte ich das Restaurant. Die Drei-Mann-Kapelle hörte in diesem Augenblick auf zu spielen. Die Männer standen auf einemviereckigen Podium, das dreiseitig von einer tropischen Pflanzen- und Blütenpracht umgeben war.

Mir wehte ein betäubender Duft entgegen, zusammen mit einer Frische, die von hohen Wasserfontänen gebracht wurde.

Dafür hatte ich keinen Blick. Mich interessierte vielmehr die kleine Tanzfläche, auf der sich zwei angststarre Mädchen befanden und ein schwitzender, fast erschöpfter Mann im mittleren Alter.

Ohne ihn bisher genau gesehen zu haben, wußte ich, um wen es sich dabei handelte.

Es mußte Jaime Lazarro sein, das nächste Opfer des mörderischen Inka-Henkers…

***

Lauter, hektischer und fordernder wurde die Musik. Auch die Musiker gaben ihr Bestes. Selten bei Auftritten hatte man sie so gefordert, aber auch sie ließen sich anstecken und vergaßen die Umgebung ebenso wie die meisten Zuschauer und erst recht die Tanzenden.

Niemand kümmerte sich darum, was im Vorraum des Restaurants geschah. Dort herrschte der Tod, aber hier war Leben, pralles ungezügeltes Leben, Sex und wilde Gier, denn die Kleider der Mädchen flogen immer höher, so daß auch Jaime erkannte, daß die beiden dunkelhaarigen Sexkatzen nichts unter den Fähnchen trugen.

Das machte ihn noch wilder. Er war 50 geworden, und er wollte noch einmal genießen.

Vielleicht die beiden…

Sie tanzten weiter. Arme und Beine befanden sich in ständiger Bewegung. Heißesten Rock entlockten die Musiker ihren Instrumenten. Die Schüsse draußen gingen unter. Immer fetziger wurde die Musik, und es kam der Augenblick, als der Inka-Henker die Tür zerstörte, um freien Eintritt zu haben. Selbst das Splittern der Scheibe war kaum zu vernehmen, erst als der Henker eine Frau so hart zur Seite in ein Gebüsch schleuderte, daß sie verletzt wurde, sahen die ersten, welch einen ungebetenen Gast sie bekommen hatten.

Zunächst taten sie nichts, der Schreck war ihnen einfach zu tief in die

Knochen gefahren, aber der Henker ließ sich nicht aufhalten. Mit seinen blutigen Waffen in den Händen schritt er weiter auf sein Ziel zu und bahnte sich den Weg.

Jemand stürzte mit einer Wunde am Arm zu Boden, schrie, andere drehten sich um und merkten, in welch einer Gefahr sie sich befanden.

Obwohl die Männer der Kapelle weiter ihre Instrumente malträtierten, brach sich die Panik ihre Bahn.

Entsetzen, Angst und Horror überkamen die Gäste. Die ersten flohen. Sie schrieen auch, drängten zur Tür, andere folgten ihnen, doch dem Henker machte es nichts aus.

Er ging weiter.

Stur, unbeirrbar.

Einem Roboter gleich, der nur ein Ziel kannte, und er bekam auch mit, daß die Zurückfliehenden einen Bogen um ihn schlugen, um nicht von seinen Waffen erwischt zu werden.

Auf der Fläche tanzten drei Personen. Selbstvergessen, nur der heißen Musik gehorchend. Die Umgebung interessierte sie nicht.

Längst hatte das Geburtstagskind sein cremefarbenes Smoking-Jackett zur Seite geschleudert.

Es lag dem Henker im Weg. Mit der Schwertspitze spießte er es auf und schleuderte es davon.

Freie Bahn für ihn.

Und jetzt sahen ihn auch die Musiker. Zwar hatten sie die Flucht der anderen mitbekommen, über den Grund aber nicht nachdenken können, und sie hatten zudem das Finale des Stückes erreicht und waren noch einmal richtig in Form gekommen.

Bis der erste seine Klarinette wegschleuderte, denn er hatte den Henker entdeckt.

Er schien ebenfalls zu Stein zu werden, als er diese unheimliche, schwebende Gestalt entdeckte.

Sprechen konnte er nicht. Auch die anderen beiden sagten nichts.

Sie ließen ihre Instrumente sinken, nachdem die letzten Klänge mißtönend verweht waren.

Jaime Lazarro und die beiden Mädchen tanzten weiter. Sie nahmen nicht wahr, daß keine Kapelle spielte. So selbstvergessen waren sie und bewegten sich, als bekämen sie es bezahlt.

Action war Trumpf.

Bis zu dem Augenblick, als die Dunkelhaarige mit dem Fetzenkleid gegen den Mann fiel, sich bei ihm abstützte und keuchend fragte: »He, was ist denn da für einer gekommen?«

»Wo?«

»Dreh dich um!«

Jaime Lazarro hatte es auch vor. Nur schwindelte ihn, so daß es ihm Mühe bereitete, dieser Aufforderung zu folgen. Um nicht zu fallen,

hatte er sich breitbeinig aufgebaut. Er mußte gebückt stehen, seine Arme pendelten, die Finger waren ausgestreckt, und er glotzte nach vorn.

Röhrend war der Schrei, der über seine Lippen drang, als er den Inka-Henker entdeckte.

Die Mädchen begannen zu kichern. »Begrüßt du jeden so?«

Jaime sagte nichts. Obwohl er diese Figur noch nie in seinem Leben gesehen hatte, wußte er sofort Bescheid. Dieses lebende Monument war gekommen, um ihn zu töten.

Grausam zu vernichten, ein Versprechen einzulösen.

Durch den wilden Tanz war der Mann noch immer völlig erschöpft. Mühsam holte er Atem. Den Kopf hatte er gesenkt. Von der Stirn wurden die Schweißperlen weggeschleudert, wenn er sich bewegte. Verzerrt war das Gesicht, er wischte sich über die Augen, wollte etwas sagen und merkte, daß seine Kehle zu war.

Es war furchtbar.

Zwei Waffen besaß der Henker. Ein Schwert und eine Axt. Und beide Klingen waren blutig.

Das nahm Jaime Lazarro im Unterbewußtsein auf, ohne darüber genauer nachzudenken. Er wollte nur weg. Endlich schaffte er es, sich in Bewegung zu setzen.

Langsam ging er zurück.

Den linken nach hinten, den rechten Arm nach vorn gestreckt, als wollte er mehrere Feinde zugleich abwehren.

Inzwischen hatten auch die beiden Sexkätzchen bemerkt, daß hier etwas nicht stimmte. Aus ihren ebenfalls glänzenden Gesichtern verschwand allmählich das spöttische Lächeln und schuf einem gewissen Unwohlsein Platz.

»Laß uns weggehen!« flüsterte die mit dem Fetzenkleid.

Das andere Mädchen nickte. Es faßte den Arm ihrer Freundin.

Vorsichtig und auf Zehenspitzen gehend zogen sie sich zurück und passierten auch den Henker, der sich um die beiden erst gar nicht kümmerte. Sein Augenmerk galt einem Lazarro.

Die Rache mußte weitergehen!

Obwohl die beiden Partymiezen für ihr Leben gern gerannt wären, wagten sie es nicht und bewegten sich nur im Zeitlupentempo.

Dabei behielten sie auch den Henker im Auge, da sie dem Braten nicht trauten.

Der wollte nur Jaime.

Und Lazarro wußte dies. Er versuchte, etwas zu sagen, aber die Erschöpfung und die Angst ließen es nicht zu. So drangen nur keuchende und krächzende Laute aus seinem Mund.

Die Distanz schmolz. Auf leisen Sohlen zogen sich die drei Musiker zurück, denn auch ihnen war klargeworden, daß dies kein Spiel mehr

war. Die Instrumente ließen sie liegen.

Jaime Lazarro, der vor wenigen Stunden noch so viele Gäste begrüßt hatte, die sich allesamt seine Freunde nannten, stand plötzlich ganz allein. Verlassen von allen, so war das Leben. Diese Szene hier paßte genau in diese Gesellschaft hinein.

Letztendlich konnte man sich auf kaum einen Menschen verlassen.

Zwei Waffen besaß der Henker. Lazarro konnte nicht einmal mit einem Taschenmesser dienen. Wenn der andere zuschlug, würde er unter den Hieben der Axt oder des Schwertes blutend zusammenbrechen.

Das war seine Vision, die sich mit jedem Schritt des Henkers der Realität näherte.

Die Blumenkübel des Tropengartens hielten den zurückweichenden Mann auf. Das war für ihn ein gewisses Zeichen. Er kam nicht mehr weiter und mußte sich stellen.

Es kostete ihn ungeheure Mühe, sich ein Herz zu fassen und den anderen anzusprechen.

»Wer bist du?«

»Der Inka-Henker.«

»Und weshalb willst du mich töten?«

»Weil du ein Lazarro bist und einer deiner so berühmten Vorfahren Hunderte von Menschen niedergemetzelt hat, um mich, die Statue, zu bekommen und sie seinem König zu schenken. Er brachte sie mit, aber er wußte nicht, wer ich in Wirklichkeit war. Kein Inka, wie viele glaubten. Ich bin älter, viel älter. Ich kam zu den Inkas, weil Atlantis versank, denn ich suchte eine neue Welt für mich, in der ich weiter existieren konnte. Sie nahmen mich auf, sie verehrten mich, denn ich war anders als sie. Ich besitze das Blut einer alten Rasse, und die Menschen nahmen mich auf und gaben mir ein hohes Amt. Ich habe gerichtet, ich habe vollzogen, und ich werde auch jetzt richten. Kein Lazarro darf übrigbleiben. Mit Juan begann es, ich tötete ihn endgültig, nahm mir Ernesto vor, und jetzt bist du an der Reihe, Jaime. An deinem Festtag wird dich der Tod erreichen.«

Es war eine verhältnismäßig lange Rede gewesen. Sie hatte Zeit gekostet, die dem Menschen zugute kam, denn er konnte sich in der Zwischenzeit von seiner Erschöpfung erholen.

Die Angst aber blieb…

Sie steckte in ihm, war wie eine würgende Schlinge, doch Jaime kämpfte gegen sie an. Er stand in einem harten Beruf ganz oben. Da durfte man nicht so einfach aufgeben. Gerade nicht in dieser Zeit des Terrors. Also mußte er etwas tun.

Aber was?

Fliehen, weglaufen. Aus der Reichweite der gefährlichen Waffen des anderen.

Jaime Lazarro hoffte nur, daß sein Feind nichts von seinen Gedanken erriet. Noch war der Freiraum zwischen ihm und dem Henker groß genug. Aber er verkleinerte sich schnell.

Jaime Lazarro huschte zur linken Seite hinweg. Er lief dorthin, wo sich auch das Podium für die Kapelle befand. Dort lagen noch die im Stich gelassenen Instrumente.

Zwar keine Waffen, aber besser als nichts.

Mit einem Schrei auf den Lippen stürzte der Mann darauf zu, riß eine Klarinette an sich und hob sie wie zum Schutz hoch vor seinen Oberkörper.

Im gleichen Moment hob auch der Henker den rechten Arm mit dem Beil!

***

Ich hatte nicht nur die drei auf der Tanzfläche gesehen, auch die Musiker, die sich verzogen, die verletzten Menschen, und bekam nun mit, wie die beiden Mädchen sich zurückzogen.

Sie genau hatten mich daran gehindert, sofort einzugreifen, denn der Henker hätte sie als Geiseln nehmen können.

Zudem bestand für die drei keine unmittelbare Lebensgefahr, und so zog ich mich in die Deckung eines schmalen Barschranks zurück, der mit Flaschen vollgestopft war.

Es fiel mir verdammt schwer, aber ich mußte warten und zog in der Zwischenzeit meinen Bumerang hervor.

Die beiden Mädchen schlichen sich davon. Sie hatten sich gegenseitig angefaßt. In ihren Gesichtern stand die Angst, die sie empfanden. Sie waren so auf den anderen fixiert, daß sie mich nicht bemerkten, obwohl sie nur eine Armlänge von mir entfernt vorbeischlichen.

Schließlich verschwanden sie rennend, und ich hörte sie auch noch schreien.

Ich aber hatte freie Bahn.

Vorsichtig löste ich mich aus meiner Deckung. Der Inka-Henker sprach mit dem anderen und erklärte ihm sein Motiv, das ich mittlerweile ebenfalls kannte.

Auf mich achtete er nicht, deshalb kam ich an ihn heran.

Und ich hielt meinen Bumerang in der Rechten.

Mein Plan war einfach, aber recht wirkungsvoll. Ohne Vorwarnung würde ich die Waffe schleudern und ihm den Kopf von den Schultern holen. Leider machte mir ausgerechnet Jaime Lazarro einen Strich durch die Rechnung. Er hatte sich bisher kaum bewegt, nun wollte er es wissen und huschte nach links weg, genau auf die Instrumente zu. Er bekam eines zu packen, riß es hoch, als auch der Henker handelte.

Langsam, beinahe genüßlich. Wie jemand, der sich seiner Sache völlig sicher ist.

Er wollte die Axt schleudern.
»Laß es sein!« schrie ich und war ebenfalls bereit, denn ich wollte ihn erwischen, wenn er sich zu mir umdrehte…

***

Das tat der Inka-Henker nicht.
Was er sich einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch.
Und so schleuderte er die Axt mit der blutigen Klinge zielsicher gegen den Mann, den er töten wollte.
Es war ein gefährlicher Wurf. Sogar das Pfeifen war zu vernehmen, und Jaime tat aus seiner Sicht sogar haargenau das Richtige. Er riß die Klarinette so hoch, daß sie sich in der Flugrichtung der hart geschleuderten Axt befand.
Die Axt hämmerte dagegen – und kam durch!
Aber sie wurde abgelenkt. Während dem Mann die beiden Teile der Klarinette um die Ohren flogen, duckte er sich und hatte im nächsten Augenblick das Gefühl, als wären ihm das rechte Ohr und ein Stück der Schulter abgerissen worden.
Schreiend warf er sich nieder, wälzte sich am Boden und preßte eine Hand auf die blutende Verletzung zwischen Kopf und Schulter.
Aber er lebte.
Das allein zählte in diesen Augenblicken. Jaime war der erste Lazarro, den der Henker nicht geschafft hatte…
Das mußte ich ausnutzen.
Ich war selbst von dieser Attacke überrascht worden. Nie hätte ich gedacht, daß der andere seine Axt noch schleudern würde, aber er war eben nicht mit normalen menschlichen Maßstäben zu messen.
Jaime Lazarro konnte nicht abwehren, aber die Wurfrichtung wurde durch seine provisorische Deckung verändert, so daß die scharfe Klinge den anderen nur verletzte.
Das alles nahm ich innerhalb von zwei Sekunden wahr, bevor ich meine silberne Banane schleuderte.
Am Rücken hatte der andere keine Augen. Ob er trotzdem etwas bemerkt oder geahnt hatte, konnte ich nicht sagen. Es mußte aber so gewesen sein, wie sonst hätte er sich umdrehen sollen?
Er schwebte um die eigene Achse.
Und der Bumerang traf.
Allerdings blieb mir der Triumphschrei im Hals stecken, denn die Waffe erwischte nicht den Inka-Henker, sondern dessen Schwert, das er schräg gehalten hatte und die Klinge somit aufhalten konnte.
Ich sah sie um die Achse des Schwerts wirbeln. Sie bildeten einen silbernen Kreis, teilte die Waffe auch und traf erst danach.
Meine Augen wurden groß, als ich sah, was geschehen war. Die Banane steckte mit der gekrümmten Innenseite in der Stirn der

lebenden Figur dicht unter dem Scheitel.
Und da blieb sie auch.
Ich kam nur langsam näher.
Sie schwebte zurück.
Das war nicht mehr so wie sonst. Zitternd, wellenförmig, mal hoch, mal niedriger, auch der rote Schein, der einen plötzlichen Angriff stets begleitet hatte, wollte nicht mehr so recht kommen. Ein zückendes Flackern, mehr war einfach nicht drin.
Dann fiel der Henker.
Das geschah sehr schnell. Er hämmerte rücklings auf den Boden, und sein Schädel berührte fast die Kante des Podiums.
Wenig später stand ich neben ihm.
Unsere Blicke trafen sich.
Ich las in seinen Augen den Schmerz und die Enttäuschung. Er wollte mir etwas sagen, das schaffte er nicht mehr. Die Magie des Bumerangs war stärker gewesen.
Noch existierte er.
Ich bückte mich, streckte meinen Arm aus und packte die Banane an der rechten Seite.
Mit einem Ruck riß ich sie aus der Stirn des Henkers!
Bisher hatte die schmale Kante des Bumerangs die beiden Hälften noch zusammengehalten, das war vorbei, als ich die Banane herausgezogen hatte. Plötzlich rieselte Staub aus der klaffenden Stirn.
Dem Staub folgte eine gallertartige Masse, die wie Zitronengelee aussah.
Ich trat unwillkürlich zurück und gab dem Henker somit Gelegenheit, sich zu bewegen.
Er kämpfte noch und versuchte, sich mit dem Rest seiner magischen Kraft in die Höhe zu stemmen. Ich schaute seinen Bemühungen zu. Wankend und zitternd kam er auf die Knie, blieb in dieser Haltung, sein Schädel fiel nach vorn, und aus der Wunde strömte immer mehr von diesem Zeug, das sich auf dem Boden zu einer Lache ausbreitete.
Mußte ich noch einmal werfen?
Nein, es war nicht nötig. Die Figur knickte an den Ellenbogen zuerst ein, das schwere Körpergewicht konnte nicht mehr gehalten werden, und vor meinen Fußspitzen krachte sie auf den Boden, wobei der Schädel in der Geleelache liegenblieb und sich die ersten Risse zeigten.
Sie läuteten die endgültige Vernichtung des Inka-Henkers ein.
Ich kümmerte mich um Jaime Lazarro. Die Axt hatte ihm eine schwere Wunde zugefügt. Sein Ohr war fast verschwunden, und auch aus der Schulter strömte Blut. Aber ich ging davon aus, daß ihn die Kunst der Ärzte retten konnte.
Als ich die Polizei und die Rettung alarmieren wollte, hatte mir dies

schon jemand abgenommen. Die Männer stürmten mir entgegen, und ich wies sie ein.

Für mich gab es jetzt nichts mehr zu tun. Ich spürte die Erschöpfung, fand irgendwo eine Flasche mit Scotch und nahm einen langen Zug. Dann ließ ich mich in einen der Sessel fallen und schaute zu, wie man die Verletzten abtransportierte.

Außer Paul hatte es keinen Toten mehr gegeben. Auch er war schon zu viel gewesen, wie auch die anderen Männer, die auf der Liste des Henkers gestanden hatten.

Um den Fall restlos aufzuklären, blieb ich noch einen Tag in Spanien. Erst dann flog ich nach London zurück, wo endlich der Frühling Einzug gehalten hatte.

Hoffentlich wurde es kein Dämonen-Frühling…

ENDE